1.20 DM / Band 13

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Abgeschlossener Roman

fr 1,50



Die Knochengrube

Professor Zamorra Nr. 13

von Horst Friedrichs

erschienen am 17.12.1974

Die Knochengrube

»Der Teufel soll diesen verflixten Kahn holen!« brüllte Joop Pravemann. Fluchend hastete er von der Brücke auf das Oberdeck. Er mußte sich mit aller Kraft am Treppengeländer festhalten, um nicht von einem der Brecher fortgespült zu werden, die unter ohrenbetäubendem Donnern gegen die Bordwand und über die Planken rollten. Der niederländische Frachter »Drachten« wurde von der Macht des Orkans nach Backbord und nach Steuerbord geworfen, tauchte immer wieder mit dem Bug in gigantische Wellenberge, die ihn erdrücken wollten, und in den Spanten knackte es, als müsse der Rumpf jeden Moment in zwei Teile zerbrechen.

Joop Pravemann wußte, daß die »Drachten« davon nicht mehr weit entfernt war. Der vollbärtige Kapitän kannte sein Schiff. Seit fünf Jahren kreuzte er damit auf Nordsee, Atlantik und Mittelmeer. Aber einen Orkan wie diesen hatte er selbst in der ohnehin schon stürmischen Biskaya noch nie erlebt.

Plötzlich stieß er einen verblüfften Laut aus.

Trotz der hoch aufsprühenden Gischt konnte er deutlich das Schiff erkennen, daß sich von Backbord durch die Finsternis näherte. Es war hell erleuchtet – ein Riese mit vier Schornsteinen, schätzungsweise zweihundert Meter lang, doch aus einer längst vergangenen Epoche.

»Das gibt es nicht«, stammelte Pravemann. »Ein Geisterschiff!«

Er kniff die Augen zu und riß sie wieder auf, weil er glaubte, daß seine Sinne ihm einen üblen Streich spielten. Irrtum! Das gewaltige Passagierschiff war immer noch da. Es stampfte direkt auf die »Drachten« zu.

Pravemann brauchte Sekunden, um seine Fassung wiederzuerlangen. Er drehte sich um, wollte auf die Brücke zurückkehren, aber die Gestalt des Steuermanns war bereits über ihm auf dem Treppenabsatz erschienen.

»Beidrehen«, schrie der Kapitän, »sonst rammt er uns!«

Dann wandte er sich ab. Er rannte über das Deck, kämpfte mit den Fluten, die ihn niederreißen wollten. Einmal glitt er aus, konnte sich aber an der Seitenverstrebung der Aufbauten festhalten. Pravemann hetzte durch einen schmalen Niedergang, erreichte das Zwischendeck und riß die Tür zum Funkraum auf.

Willem Koog, der Funker, blickte auf. Der blonde Mann mit der Brille war so leicht durch nichts zu erschüttern. Aber als er Pravemanns Miene sah, nahm er verdutzt den Kopfhörer ab. »Ist es soweit, Käptn? Ist der Kahn im Eimer?«

»Koog, Sie müssen den Notruf ändern. Ein Passagierdampfer hält auf uns zu. Sehen Sie mich nicht so komisch an, Mann! Hölle und Teufel, ich habe keine Ahnung, woher er so plötzlich kommt, aber er ist da, und wir können jeden Augenblick kollidieren.« Der Kapitän hustete und hielt sich am Funktisch fest. Wieder krängte die »Drachten« auf die Seite.

»Küstenwache zwofünf, zwofünf, hier MS ›Drachten‹!« rief Koog ins Mikrofon. Mit dem linken Daumen drückte er den Rufknopf, mit der Rechten klammerte er sich am Tischbein fest. »Position vierundzwanzig, zweiundvierzig Nord, dreinullviernull West. Kommen.«

»›Drachten‹, hier Küstenwache zwofünf«, kam es schwach aus dem Lautsprecher.

»Küstenwache zwofünf, wir befinden uns in Seenot. Passagierdampfer unbekannter Nationalität und Herkunft will uns rammen«, erwiderte

Koog. »Es ist ernst, verdammt ernst…«
Unvermittelt wurde das Brüllen des Orkans von einem neuen, eigentümlichen Geräusch überlagert. Pravemann drehte sich um und stieß mit dem Schuh gegen die hin und her schlagende Tür des Funkraums. Dann stürmte er auf eines der Bullaugen zu. Was er draußen in der tobenden See erblickte, ließ ihn erschauern.

»Koog«, rief er eigentümlich schrill, »das Schiff hebt sich in die Lüfte! Es steigt aus dem Wasser auf. Kommen Sie selbst her, wenn Sie es nicht glauben!«

Der Funker wiederholte seine Meldung, bevor er die Kopfhörer erneut losriß, aufsprang und zu seinem Kapitän eilte. Unwillkürlich nestelte er mit beiden Händen an der Brille, als er neben Pravemann stand und durch das Bullauge starrte.

»Das Schiff… fliegt«, würgte er.

»Gleich stoßen wir zusammen!«

»Warum drehen wir nicht bei, Käptn?«

»Ich habe die Anweisung gegeben, und sie ist befolgt worden. Der Geisterkahn muß das gleiche Manöver durchgeführt haben. Himmel, Koog, was ist das für ein verdammtes Geräusch?«

»Klingt wie ein Musikinstrument.«

Weiter kam der Funker nicht. Die Worte blieben ihm einfach im Hals stecken. Pravemann duckte sich wie ein in die Enge getriebenes Tier und stieß nur etwas hervor, das wie »Heiliger Klabautermann« klang.

Die unheimlichen Laute kaschierten das Sturmheulen jetzt völlig.

Ja, auch der Vollbärtige vernahm deutlich die Melodie, die sich aus dem Klangbild schälte, eine bekannte Melodie – ein Trauermarsch.

Irgend jemand an Bord des Geisterschiffes spielte auf einem Harmonium oder einer Orgel. Doch das war es nicht, was die Männer schockte.

Gestalten tanzten über die eben noch leeren Decks des Giganten mit den vier Schornsteinen. Merkwürdig magere Erscheinungen, deren wehende Kleider nur aus großen Stoffetzen zu bestehen schienen, bleiche grinsende Gesichter – Gespenster. Deutlich war auszumachen, daß sie Säbel schwangen, denn der fliegende Dampfer befand sich jetzt höchstens noch hundert Meter von der »Drachten« entfernt. Sein Kiel schwebte in Höhe des Zwischendecks, auf dem Pravemann und sein Funker standen.

Der Kapitän mußte sich mit Gewalt von dem abscheulichen Anblick losreißen. »Koog, klemmen Sie sich wieder an Ihren Apparat! Geben Sie nicht auf, hören Sie? Wir müssen alles Menschenmögliche versuchen…«

Der Mann mit der Brille rannte in den Funkraum zurück, um erneut ein hilfloses »Mayday, Mayday« in den Äther hinauszuschicken.

Joop Pravemann betätigte unterdessen die Rufanlage. Sie verband

ihn direkt mit der Brücke. »Wir müssen hart Steuerbord gehen!« brüllte er.

»Die Ruderanlage gehorcht nicht mehr«, gab der Steuermann heulend zurück, »und im Maschinenraum steht Wasser, Käptn. Wir sind verloren. Uns rettet keiner mehr. Ich muß hier weg, mein Gott. Hilfe…«

Pravemann wollte ihn durch einen barschen Befehl zusammenstauchen. Aber plötzlich ließ ein enormer Schlag den Schiffsleib zittern. Die »Drachten« schien sich unter ihrem Kapitän aufzubäumen, der Vollbärtige wurde gegen die Wand geschleudert und zu Boden geworfen. Er begriff sofort. Das Geisterschiff hatte den Frachter mit seinem Kiel getroffen. Es mußte ihn regelrecht zerschnitten haben.

Koog wurde durch die offene Tür des Funkraums auf das Zwischendeck geworfen. Er hatte seine Brille verloren und suchte und tastete verzweifelt danach.

Immer noch dröhnte die Orgelmusik. Nicht mehr im Tempo des Trauermarsches, sondern schnell, triumphierend, höhnisch.

»Koog, wir müssen eines der Boote zu Wasser lassen!« rief Pravemann.

»Ich – ich sehe so schlecht…«

»Kommen Sie, ich führe Sie, Mann!«

Sie arbeiteten sich bis zum Niedergang vor, der das Ober- mit dem Zwischendeck verband. Weiter kamen sie nicht.

Zu fünft oder zu sechst tobten sie durch die Verbindungstür herein. Gräßliche Wesen, die von nahe betrachtet weitaus abstoßender aussahen als auf hundert Meter Distanz: Das wenige Fleisch, das noch auf ihren Schädelknochen haftete, mußte verfault sein, aber glühende Augen lagerten in den Höhlen. Einstmals prunkvolle Uniformen bedeckten ihre Skelettleiber.

Die Gespenster stießen Schreie aus und fielen mit ihren Säbeln über die beiden Männer her.

»Nein«, heulte Koog, »laßt mich in Ruhe! Haut ab, ihr Scheusale!«

Ein Gespenst stieß ihm den Säbel in den Unterleib.

Joop Pravemann krümmte sich entsetzt, deckte den Kopf mit den Händen ab. Irgendwie gelang es ihm, den zeternden Knochengestalten zu entweichen. So schnell ihn seine Füße trugen, rannte er in den Funkraum und warf die Tür hinter sich zu. Zweimal drehte er den Schlüssel um.

Das Funkgerät war wie durch ein Wunder heil geblieben.

Pravemann drückte den Rufknopf. Das Mikrofon hielt er dicht vor seine bebenden Lippen. »Küstenwacht zwofünf, hier ›Drachten‹. Etwas Furchtbares ist geschehen.« Die Worte kamen erst stockend, dann immer flüssiger aus seinem Mund.

Dann waren die Gespenster wieder bei ihm.

Sie drangen durch die Wände! Es gab kein Hindernis für sie – schrill lachend umstellten sie den Vollbärtigen, der von Grauen gepackt aufschrie. Pravemann nahm noch wahr, daß hinter ihnen eine hochgewachsene, ganz in Schwarz gekleidete Gestalt auftauchte.

Die stechenden dunklen Augen des leichenblassen Mannes richteten sich auf den Kapitän.

»Dies ist Raspanis Rache, Pravemann«, klirrte seine Stimme. »Deine Zeit ist gekommen.«

»Wer bist – du?« schluckte der Holländer.

»Du hast es gehört!«

»Raspani? Ich kenne dich nicht – was – wofür…«

»Schweig, Narr. Dem Angeklagten geziemt es nicht, das letzte Wort zu haben, denn das Urteil steht längst unumstößlich fest.«

Pravemann starrte den Schwarzgekleideten aus weit aufgerissenen Augen an. Erst jetzt wurde ihm bewußt, daß die Orgelmusik verstummt war. Also hatte er das Instrument bedient. Raspani…

»›Drachten‹, hier spricht die Küstenwache«, drang es aus dem Lautsprecher der Funkanlage. »›Drachten‹, melden Sie sich doch!«

Ein herrischer Wink Raspanis, und eines der Gespenster ließ seinen Säbel auf den Apparat niederzucken. Unter Splittern und Prasseln ging die Anlage in die Brüche. Die quäkende Stimme im Lautsprecher verstummte.

»Schlagt ihm jetzt den Kopf ab«, befahl Raspani.

***

Professor Zamorra zog den Blinkerhebel hoch, schlug das Lenkrad ein und ließ den roten Fiat Dino auf die Route Nationale 147 nach Poitiers abbiegen. Es war zehn Uhr morgens. Zamorra blickte angestrengt durch die Windschutzscheibe. Nicht, weil ihn das Fahren besonders in Anspruch nahm, sondern weil er mit den Gedanken wieder einmal ganz woanders war.

Nicole Duval saß auf dem Beifahrerplatz und betrachtete ihren Chef mit einer Mischung aus Besorgnis – und Amüsiertheit. Die hübsche Sekretärin hatte sich zwar an Zamorras Eigenheiten gewöhnt und gab nur selten Kommentare dazu ab – für das weite Gebiet der Parapsychologie und alle damit verbundenen Forschungen fehlte ihr jedoch nach wie vor jeder Funke von Verständnis. Übersinnliches hielt sie schlichtweg für Unsinn.

Daß Zamorra aber mit seinem Fachgebiet beschäftigt war, verriet sein Gesichtsausdruck. Nicole ordnete ihre Jeanne-d’Arc-Frisur mit einer Hand, seufzte demonstrativ und zog die Augenbrauen hoch.

»Chef, wollen sie mir endlich verraten, warum wir Château Montagne überraschend verlassen mußten, wo unser Ziel liegt und ob die

Lektüre der Morgenzeitungen in irgendeinem Zusammenhang mit Ihrem plötzlichen Reisefieber steht?«

Zamorra lächelte. »Nichts gegen Ihren Wissensdurst, Nicole. Aber ich bin von vornherein überzeugt, daß Sie wie üblich die Nase rümpfen.«

»Aha. Sie haben einen Fall gewittert, stimmt's?«

»Erraten.«

»Und warum, wenn man fragen darf, müssen Sie mich in jedes Ihrer komischen Abenteuer verwickeln?«

»Weil Sie mir unschätzbare Dienste erweisen, meine Liebe. Vergessen Sie im übrigen nicht, daß zwischen uns ein echtes Brötchengeber-Angestellten-Verhältnis besteht.« Zamorra grinste nun richtig breit.

Nicoles einmalig schöne Augen verengten sich. »Nun mal im Ernst, Chef. Was ist los?«

»Gut, reden wir Klartext. Wir fahren nach Bordeaux, beziehungsweise dem an der Atlantikküste liegenden Arcachon. Die Küstenwache fing gestern gegen elf Uhr einen mysteriösen Funkspruch auf, der vollständig im France Matin abgedruckt stand. Ein niederländischer Frachter namens ›Drachten‹ will nach Angaben des Kapitäns und des Funkers von einem Geisterschiff überfallen worden sein.«

»Wer glaubt denn so was?«

»Nicole, die ›Drachten‹ ist tatsächlich gesunken.«

»Das ist allerdings schrecklich. Gibt es Überlebende?«

»In der Zeitung war darüber nichts Verwertbares zu lesen. In der Biskaya, die der Holländer durchquerte, tobte nämlich während der letzten Nacht ein fürchterlicher Orkan. Erst am frühen Morgen konnte die Küstenwacht Rettungskommandos ausschicken, um nach der zehnköpfigen Besatzung zu forschen.«

»Entschuldigen Sie, Chef, aber wie kann die Küstenwacht dann so sicher sein, daß dieser Frachter untergegangen ist? Wäre es nicht möglich, daß das Wrack…«

»Nein.« Zamorra schüttelte den Kopf. »Die letzten Worte des Kapitäns Joop Pravemann lauteten: Wir sind gerammt worden und sinken. Außerdem lieferte er eine ziemlich genaue Beschreibung eines hell erleuchteten altmodischen Passagier-Ozeanriesen, auf dessen Decks Knochengestalten tanzten und Säbel schwangen.«

»Und Sie wollen sich in Arcachon davon überzeugen, daß diese Vision nichts anderes als ein von Panik verwirrten Gedanken entsprungenes Hirngespinst ist?« Nicole war für ihre scharfzüngigen Formulierungen bekannt.

»Ich wäre ruhiger, wenn dem so wäre«, lautete Zamorras Antwort.

Die zweihundertzwanzig Kilometer von Poitiers nach Bordeaux legten sie auf der Europastraße 3 zurück. Der Professor bewältigte sie in knapp zwei Stunden, benutzte in Bordeaux die innere Entlastungsstraße und dirigierte den schnittigen Sportwagen

schließlich bei Pessac auf die Strecke, die den tellerflachen Küstenstreifen bis Arcachon überquerte.

Arcachon.

Das Städtchen lag direkt an einer ausgedehnten Bucht des Atlantik. Gegenüber befanden sich der Leuchtturm von Cap Ferrat und weiter nördlich jener breite weiße Sandstrand, der im Sommer förmlich vor Touristen überquoll. Jetzt im Herbst war von dem Rummel lediglich noch etwas zu ahnen. Arcachon selbst machte eher einen unfreundlichen als einladenden Eindruck.

Zum großen Teil lag das sicherlich an den düsteren Wolken, die vom Wind landeinwärts getrieben wurden und die Sonne verdeckten.

»Die Station der Küstenwacht befindet sich direkt am Hafen«, sagte Zamorra. »Kennen Sie sich aus, Nicole?«

»Nein. Ich wurde zwar in Paris geboren, aber dieses Fleckchen Muttererde habe ich nie betreten. Sie dagegen scheinen nicht zum erstenmal in Arcachon zu sein.« Nicoles dunkle Augen mit den winzigen hellen Tupfen konzentrierten sich wieder auf Zamorras Gesicht.

»Sie irren. Raffael Bois hat mir die Örtlichkeiten beschrieben.« Bois war Zamorras Butler auf Château Montagne, dem Schloß im Loiretal, das der Professor von seinem Onkel geerbt hatte.

Vor der Station der Küstenwacht gab es einen kleinen Menschenauflauf. Zamorra und seine Sekretärin ließen den roten Dino zurück und näherten sich der Gruppe zu Fuß. Rasch stellten sie fest, was der Grund für die bestürzten Gesichter der Menschen war. Beamte der Küstenwacht hatten Leichen gebracht, offenbar mit einem der Kutter, die am Anleger vertäut waren. Zamorra war im richtigen Augenblick erschienen.

Drei Bahren waren es, die von den Uniformierten in das Stationsgebäude getragen wurden. Die Körper der Toten waren mit weißen Tüchern bedeckt worden. Der Professor und seine Sekretärin begleiteten die Menschentraube bis vor den Haupteingang.

»Stop«, sagte jemand. »Unbefugten ist der Zutritt verboten. Wir sind doch hier nicht im Kintopp. Gehen Sie bitte nach Hause, gehen Sie!«

Die Leute von Arcachon, zum größten Teil Männer, verzogen sich brummend. Nur Zamorra wandte sich dem Sprecher zu. Es handelte sich um einen mittelgroßen, dicklichen Mann, dessen harte Züge im Kontrast zu seiner Statur standen.

»Das gilt auch für Sie«, sagte er.

Zamorra lächelte knapp. »Entschuldigen Sie, mein Name ist Professor Zamorra. Lassen Sie mich bitte einen Blick auf die Leichen der Unglücklichen werfen. Ich habe ein wissenschaftliches Interesse daran. Dies ist übrigens meine Sekretärin Nicole Duval.«

Der Dickliche taute unter Nicoles bittendem Augenaufschlag etwas

auf.

Es gab kaum einen Mann, der in ihrer Gesellschaft nicht verwirrt wurde.

»Kommissar Armand Panassié aus Bordeaux«, erwiderte er. »Ich habe von Ihnen gehört, Professor. Allerdings waren es nicht unbedingt positive Sachen, die man mir erzählt hat. Bei der Brigade Criminelle der Police Justiciaire glaubt man nun einmal nicht an Hypnose, Schwarze Magie und ähnlichen Spuk, mit dem Sie sich ja wohl befassen. Nun, das soll mich nicht daran hindern, Ihnen den Wunsch zu erfüllen. Was Sie sich davon versprechen, weiß ich nicht.«

»Wir werden sehen«, sagte Zamorra vieldeutig.

Sie folgten dem Uniformierten in einen großen kahlen Raum. Zamorra entdeckte einen Stapel Stühle und nebeneinandergereihte Tische in einer Ecke und schloß daraus, daß man wahrscheinlich einen Schulungsraum in diesem relativ modernen Gebäude einrichten wollte. Jetzt bot sich der kleine Saal als Leichenhalle geradezu an.

Die Männer von der Küstenwacht hatten die Bahren abgesetzt. Panassié, der hier deutlich das Kommando übernommen hatte, nickte ihnen zu, schritt die Bahren ab und schlug die Tücher zurück.

Nicole stieß einen Schrei aus. Entsetzt schlug sie die Hände vor die Augen. Einer der Leichen fehlte der Kopf.

»Ich wußte, daß das nichts für Frauen ist«, sagte der Kommissar vorwurfsvoll zu Zamorra. »Machen wir es kurz. Kennt einer der Anwesenden einen dieser Männer? Professor, sind Sie in der Lage, einen oder mehrere Tote zu identifizieren?«

Kopfschütteln. Auch Zamorra mußte passen.

»Wir haben ihnen die Erkennungsmarken abgenommen«, sagte einer der Uniformierten. Seinen Dienstzeichen nach war er Caporal.

»Diese drei sind die einzigen, die wir nach zweistündiger Suche dort draußen entdeckt haben. Wir nehmen an, daß die anderen sieben Besatzungsmitglieder mit dem sinkenden Schiff in die Tiefe gezogen wurden. Irgendein Sog oder Auftrieb hat nur den Kapitän, den Funker und den Steuermann an die Wasseroberfläche zurückbefördert. Laut den Marken handelt es sich also um Joop Pravemann, Willem Koog und Eike Rünne.«

»Wer ist der Mann ohne Kopf?« wollte Panassié wissen.

»Pravemann.«

»Sieht so aus, als habe man ihn hingerichtet«, meldete sich der Professor zu Wort.

»Woher wollen Sie das wissen?« Panassié stemmte gereizt die Fäuste in die Seiten.

»Ganz einfach. Auch ein Nichtmediziner kann es aus der Art schließen, wie der Kopf vom Rumpf getrennt wurde. Schließlich gehören ein messerscharfer Gegenstand und sehr viel Kraft dazu, um

einen menschlichen Hals samt der Wirbelsäule so säuberlich zu durchteilen.«

Der dickliche Kommissar leckte sich die Lippen. »Hören Sie, Professor, ich bin hier, weil es Vorschrift ist, daß die Brigade Criminelle bei jedem ungewöhnlichen Todesfall auf dem Plan erscheint. Es kann sich bei dem Untergang der ›Drachten‹ um ein verzwicktes Unglück handeln, aber Mord schließe ich erfahrungsgemäß aus. Au- ßerdem ist es nicht richtig, Mutmaßungen anzustellen, bevor nicht die gerichtliche Autopsie durchgeführt wurde, was, Caporal?«

»Ich kann mir vorstellen, daß Pravemann auch durch eine stürzende Stahlplatte so zugerichtet worden sein«, versetzte der Caporal.

»Unsere Taucher sind draußen geblieben und untersuchen zur Stunde die Ursache des Geschehens. Die ›Drachten‹ liegt nicht allzu tief. Bei den jetzt ruhigen Wasserverhältnissen müßten sie ziemlich schnell damit fertig werden.«

Zamorra verzog den Mund. »Messieurs, Sie vergessen die Notrufe des Frachters. Aber wahrscheinlich messen Sie ihrem Inhalt absichtlich wenig Bedeutung bei.«

»Hören Sie doch auf«, rief der Kommissar. »Jetzt kommen Sie auch noch mit diesem dämlichen Geisterschiff! Können Sie sich eigentlich nicht vorstellen, daß es an der Küste einige hundert Funkamateure gibt, von denen einer so unverschämt war, sich diesen üblen Scherz auszudenken? Wer fällt denn auf so was herein? Ich bin sicher, die ganze Geschichte wird eine nüchterne Erklärung finden. Sieht ganz danach aus, als habe die ›Drachten‹ den Brechern nicht standgehalten und sei im Orkan zerbrochen. Also wollen wir die Kirche mal im Dorf lassen!«

Zamorra riß die Leichentücher von den Körpern des Funkers Willem Koog und des Steuermanns Eike Rünne. Beide Tote trugen deutlich die Spuren von Einstichen in Bauch- und Unterleibgegend.

»Und das? Sind das auch Scherze, Kommissar? Ich nehme an, Sie haben auch hierfür eine sachliche Erklärung.«

»Erschweren Sie nicht die Ermittlungen. Wollen Sie mich verhö- ren?«

»Nein«, entgegnete der Professor. »Ich habe genug gesehen.«

»Dann gehen Sie jetzt bitte. Caporal, begleiten Sie den Professor und die Mademoiselle.« Armand Panassié wandte sich ab. Er war sichtlich ungehalten, und daran konnte auch Nicole Duval nichts mehr ändern. Zumal sie sich im Augenblick nicht in der Lage fühlte, mit herzerweichenden Blicken um sich zu werfen.

Der Caporal gab einem seiner Leute einen Wink. Der Uniformierte, ein blonder Mann im Alter von schätzungsweise Ende Zwanzig, lief neben dem Professor und seiner Sekretärin her und zog die Tür des

kleinen Saals hinter ihnen zu. Erst am Haupteingang wagte er, den Mund aufzumachen.

»Professor, ich habe mit dem Funker gesprochen, der den Ruf entgegengenommen hat«, sagte er. »Und ich schwöre Ihnen, die Sache mit dem Geisterschiff ist wahr! Die meisten von uns glauben daran, aber…«

»Gegen einen Dickschädel wie den des Kommissars Panassié ist kein Kraut gewachsen«, ergänzte Zamorra. »Gibt es einen Verdacht, wie der Name des unheimlichen fremden Dampfers lauten könnte oder woher er stammt?«

Der Blonde senkte die Stimme zu einem Flüstern. »Besonders Pravemanns Beschreibung war so detailliert, daß es keinen Zweifel gibt. Es muß sich um die ›Estrella Negra‹ gehandelt haben.«

»Ein spanisches Schiff?«

»Ja. Es hat eine mysteriöse Geschichte, aber die schlagen sie am besten in der Gemeindebibliothek nach. Dort gibt es ein Seefahreralbum, in dem alles ganz genau aufgezeichnet ist. Ich muß jetzt zurück zum Caporal. Tut mir leid. Professor… Sie entschuldigen.«

»Ich danke Ihnen.« Zamorra drückte ihm die Hand.

Er führte Nicole nach draußen. Ihre Gesichtsfarbe hatte gewechselt, und besonders die Nasenspitze war blaß geworden.

»Schrecklich«, schluckte sie. »Die armen Teufel.«

»Wir müssen ihre Mörder finden, Nicole«, drängte Zamorra.

***

Die Gemeindebibliothek entpuppte sich als schmuckloses Gebäude im Zentrum von Arcachon. Der Pförtner wollte schließen, als Zamorra und Nicole eintrafen. Eben schlug die Glocke der Kirchturmuhr nämlich zwölf mal. Es kostete den Professor einige Überredungskunst und zehn neue Franc, den Mann zu einer halben Überstunde zu bewegen.

Zamorra ließ sich sofort das Seefahreralbum vorlegen.

Es handelte sich um einen dicken Wälzer, der die »schwimmenden Paläste« der Zeit um die Jahrhundertwende in Wort und Bild vorführte. Zamorra blätterte im Stichwortverzeichnis nach. Der »Estrella Negra« war ein ganzes Kapitel gewidmet.

Der Professor las leise.

»Die ›Estrella Negra‹ wurde 1897 als Zwei-Schrauben-Schnelldampfer in Bilbao gebaut und in Santander zum Stapellauf gebracht. Sie war 200 Meter lang und 20 Meter breit. Die beiden Dampfmaschinen brachten eine Leistung von 28000 Pferdestärken. Die Geschwindigkeit betrug somit mehr als 21 Knoten – eine sehr bedeutsame Ziffer, denn wenn ein Schiff dieses Tempo einhalten konnte, traf es am siebten Tag nach der Atlantiküberquerung so rechtzeitig in New York ein, daß die Passagiere noch am

selben Tag von Bord gehen konnten.«

Nicole blickte den Professor verdutzt an. »Warum war denn das so wichtig?«

»Einen Moment, hier steht es!« Zamorra suchte mit dem Zeigefinger die richtige Zeile heraus.

»Schon eine geringfügige Verspätung führte dazu, daß der Dampfer über Nacht warten mußte, weil die New Yorker Hafenbehörden, Quarantäne, Zoll und Immigration ihre Büros pünktlich schlossen.«

»Waren nicht die Engländer und Deutschen die großen Schiffskonstrukteure und Atlantikfahrer jener Zeit?« wollte Nicole wissen.

»Schon. Aber aus diesem Text geht hervor, daß die Spanier 1899 damit begannen, ihnen Konkurrenz zu machen. Jedenfalls gab es eine zweite Reederei, die solche Riesen baute. Ein Schiff namens ›Ovidio‹, nur einen Meter kürzer und genauso stark wie die ›Estrella Negra‹, ging am 13. Oktober 1899 gleichzeitig mit ihr von Santander aus auf die Jagd nach dem legendären Blauen Band. Das ist eine Auszeichnung für das jeweils schnellste Schiff in der Nordatlantikfahrt zwischen Europa und New York. 1838 wurde der Preis zum ersten Mal vergeben, und zwar an den britischen Raddampfer Great Western. Schön und gut, die beiden spanischen Schiffe nahmen also das Wettrennen mit den Engländern und Deutschen auf, die zur gleichen Stunde oder mit dem jeweils lokal bedingten Vorsprung abgelegt hatten. Hören Sie zu, Nicole, jetzt wird es spannend! In der Biskaya gerieten die ›Estrella Negra‹ und die ›Ovidio‹ in einen Orkan. Die ›Estrella Negra‹, geführt von ihrem Kapitän Raspani, erlitt Havarie und sandte einen Notruf aus. Kapitän Cesar Saldana von der ›Ovidio‹ kam ihm daraufhin jedoch nicht zu Hilfe.«

»Aus Angst, das Wettrennen zu verlieren?«

»Richtig. Raspani gelang es, die Passagiere und die Besatzung in die Rettungsboote zu verfrachten, bevor die ›Estrella Negra‹ sank. Wie es sich für einen ehrbewußten Capitano gehörte, ging er mit seinem Dampfer unter. Es heißt, er habe Saldana vor seinem Tod per Funk verflucht – ihn und seine sämtlichen Nachkommen.«

»Und Saldana gewann?«

»Nein. Erster wurde ein Deutscher.«

»Eine sinnlose Tragödie also. Dieser Saldana verhielt sich sehr unkameradschaftlich, und letztlich brachte es ihm nichts ein. Raspani hätte sein Schiff mit der Besatzung verlassen und sich den Fluch sparen können.« Nicole legte sehr viel Wert auf die Behauptung, sie sei Realistin.

»Sie wissen nicht, wie genau man es damals mit dem Stolz nahm, gerade in Spanien«, erwiderte der Professor. »Übrigens, in diesem Album ist auch die Position verzeichnet, an der die ›Estrella Negra‹

sank. Ich schreibe sie mir auf.«
»Warum?«
»Das Wrack liegt nicht mehr als hundert Seemeilen von der Untergangsstelle der ›Drachten‹ entfernt. Mit einer schnellen Jacht benötigen wir rund vier Stunden, um dorthin zu gelangen.« Zamorra setzte wieder sein hintergründiges Lächeln auf.
»Was wollen Sie tun, Chef?«
»Nach dem Wrack tauchen!«
»Aber Sie versprechen sich doch wohl keine handfesten Schlüsse davon! Was hat denn die ›Estrella Negra‹ mit dem Untergang des niederländischen Dampfers zu tun – heute, fünfundsiebzig Jahre nach dem Drama?«
»Sie fuhr auf die ›Drachten‹ zu und rammte sie, wenn mich nicht alles täuscht«, versetzte Zamorra beharrlich.
»Ich sehe keinen Zusammenhang zwischen dem Fluch des Raspani und dem Tod von Joop Pravemann und seiner Mannschaft«, kräuselte Nicole die Stirn.
Zamorra klappte den Folianten zu und richtete sich auf. »Jetzt haben Sie schon selbst beim Namen genannt, worauf ich hinauswollte, Nicole.«
Seine Sekretärin verstand überhaupt nichts mehr.

***

Die Jacht war das beste Schiff, das Zamorra im Hafen von Arcachon mietweise hatte bekommen können. Sie hieß »Quimper«, war keine zwei Jahre alt und fast dreißig Meter lang. Ihr schnittiger weißer Rumpf wurde von zwei 270-PS-Dieselmaschinen durch den Atlantik bewegt.
Vierzehn Uhr.
Nicole Duval stand im Cockpit der Jacht und beobachtete die Instrumente auf dem Armaturenbrett. Sie brauchte keinen Handschlag zu tun, nicht einmal das Ruder zu halten. Alles wurde von der elektronischen Steuerungsanlage erledigt, die Zamorra nach dem Verlassen des Hafens auf den gewünschten Kurs eingestellt hatte.
Der Professor machte sich ungefähr eine Stunde lang auf dem Achterdeck zu schaffen. Erst dann leistete er seiner hübschen Sekretärin Gesellschaft.
»Die Taucherausrüstung ist vorzüglich, Nicole«, sagte er. »Ich kann damit auf tausend Fuß Tiefe gehen, ohne Schwierigkeiten zu bekommen – sogar noch tiefer, falls es nötig ist. Ich habe die Anlage so eingerichtet, daß Sie sie mühelos bedienen können.«
»Ich habe es so eingerichtet, daß wir nicht verhungern müssen«, entgegnete sie trocken. »Chef, greifen Sie ruhig zu. Ich kann mit den Sachen, die ich in Arcachon eingekauft habe, keine Restaurantküche

ersetzen. Aber ich hoffe, es wird Ihnen trotzdem munden.«

Zamorra lachte. Gern bediente er sich von dem Tablett, das sie auf der Sitzbank drapiert hatte. Es gab gebackenen Tintenfisch und Garnelen, Grouvière-Käse, Weißbrot und unverfälschten Bordeaux-Landwein. »Sie haben glatt untertrieben«, meinte der Professor.

Um siebzehn Uhr zehn hatten sie den Platz erreicht, an dem das Wrack der »Estrella Negra« liegen sollte. Die Wolkendecke war aufgerissen und hatte ein großes Loch gebildet, über dem der messingblaue Himmel zu sehen war. Sonnenstrahlen wärmten die Planken.

Nichts ließ mehr vermuten, daß hier vor achtzehn Stunden ein mörderischer Orkan gewütet hatte.

Sie kletterten auf das Achterdeck hinunter.

»Sie brauchen praktisch nur Knöpfe zu bedienen«, erklärte Zamorra seiner Sekretärin. »Ich bin meinerseits mit einem Sendegerät ausgerüstet und kann die jeweiligen Kommandos auf der Schalttafel aufleuchten lassen.«

Nicole musterte den Taucheranzug mit argwöhnischem Blick. Es war keine typische Froschmann-Ausrüstung mit Schutzanzug, Schwimmflossen und zwei Sauerstoffbehältern, sondern ein für tiefere Meereszonen bestimmtes Modell. Es war aus solidem Material gearbeitet und wirkte mit seinem kugelförmigen Helm fast wie eine Rüstung oder Astronautenmontur. Das Ding stand von selbst aufrecht. Es verfügte über eine Stahltrosse und eine Luftleitung, durch die es ständig mit der Jacht verbunden blieb, über Bleischuhe, die den Taucher in die Tiefe zogen, und einen Druckausgleich im Inneren des Anzuges.

»Ich bin skeptisch«, bekannte Nicole.

»Typisch Frau. Aber Sie haben keinen Grund dazu. Ich bin froh, in Arcachon eine so zuverlässige Ausrüstung gefunden zu haben.«

»Tun Sie, was Sie nicht lassen können.«

Nicole Duval war nicht nur aus rein beruflichen Erwägungen um ihren Chef besorgt. Sie hütete sich aber, das allzu deutlich preiszugeben. Sie wollte vor sich selbst nicht wahrhaben, daß sie ein bißchen in den Professor verliebt war…

Zamorra legte die Ausrüstung an. Er setzte sogar selbst den schweren Helm auf, Nicole brauchte nur noch die Schrauben festzuziehen. Der Professor kletterte schwerfällig über eine Metalleiter von Bord. Ehe er ins Wasser eintauchte, gab er ihr ein Handzeichen und grinste.

»Gute Reise«, wünschte Nicole.

Sie wartete, bis sich die Stahltrosse straffte. Dann drückte sie den entsprechenden Knopf und beobachtete, wie der Tiefenmesser, der mit der Schaltanlage verbunden war, langsam die 100-Fuß-Marke überstieg.

Zamorra fand sich in der eigentümlich stummen und farbenreichen Unterwasserwelt wieder. Herings- und Umberfischschwärme kreuzten seinen Weg, die See wirkte durch das Rundfenster seines Helmes wie ein verlockender türkisblauer Abgrund, dessen Gefährlichkeit sich der Mensch erst bewußt wurde, wenn er bereits zu tief gesunken war und es kein Zurück mehr gab.

Zamorra verdrängte die düsteren Gedanken. Er konzentrierte sich auf seine Aufgabe. Mit zunehmender Tiefe wurde es finster um ihn, und er schaltete den starken Scheinwerfer ein, den er am Gürtel mit sich führte. Der Leuchtkegel erfaßte flinke Fischschwärme, größere Exemplare, die vor dem Eindringling davonhuschten. Zamorra beugte sich nach unten, konnte aber noch keinen Grund unter sich ausmachen.

Bei fünfhundert Fuß Tiefe gab er Nicole ein Zeichen, die Trosse langsamer ablaufen zu lassen. Er war sich jetzt klar darüber, daß er einen Fehler begangen hatte. Er hätte die Tiefe des Atlantiks erst ausloten müssen, um sich über die Länge seiner Tauchstrecke bewußt zu sein. Da er aber durch ein erneutes Aufsteigen keine Zeit verlieren wollte, nahm er die Unsicherheit in Kauf. Erst nach insgesamt zehn Minuten seit Verlassen der »Quimper« kam der Grund in Sicht. Zamorra befand sich jetzt achthundert Fuß unter dem Meeresspiegel.

Zwei Sandwolken wirbelten im Schein der starken Lampe auf, als seine Bleischuhe aufsetzten. Vor dem Professor flüchteten zwei große Krebse, ein Rochen und ein Tintenfisch.

Zamorra bediente die Signalanlage. Nicole wußte jetzt, daß er Boden unter den Füßen hatte. Sie gab mehr Trosse und verschaffte ihm somit die Möglichkeit, die nähere Umgebung abzusuchen.

Er ließ den Leuchtstrahl des Scheinwerfers kreisen. Rasch stellte er fest, daß er sich auf einer Art Unterwasserplateau befand, das von Abgründen verschiedener Tiefe umgeben war. Zamorra verlegte sich darauf, den Rand der Hochfläche abzuschreiten und in die Schluchten und Täler zu leuchten, die sich unter ihm auftaten.

Es wurde kein leichtes Unternehmen. Hier kostete jeder Schritt die doppelte Anstrengung. Zamorra zählte 120 Schritte, bis er die Hälfte des Plateau-Umfanges hinter sich gebracht hatte.

Bis jetzt hatte er nur Algenkolonien und abgestorbene Korallenformationen gesichtet. Hatte er die Position falsch berechnet? Oder stimmten die Angaben in dem Seefahreralbum nicht? Letzteres war wahrscheinlicher, falls er nicht doch noch auf das Wrack der »Estrella Negra« stieß.

Plötzlich stockte er.

Zu seinen Füßen lagerte ein bizarres Gebilde, skelettähnlich, von Algen bewachsen. Von dem einstmals stolzen Schiff waren wirklich nur noch die Metallverstrebungen übrig, alles andere hatte das salzige

Naß im Laufe der Jahre zerfressen oder so mit Rost durchsetzt, daß es sich gelöst hatte, wie zum Beispiel die Seitenverkleidungen der Aufbauten oder die Bordwände.

Jahre? dachte Zamorra.

Jahrzehnte mußten es sein, die das Wrack auf dem Grund des Atlantiks ruhte. Der Professor verstand genügend vom Schiffsbau, um anhand der Konstruktionsart feststellen zu können, wann es ungefähr vom Stapel gelaufen sein mußte. Ja, es stammte aus der Zeit um die Jahrhundertwende.

Aber eines war sicher: Dies war nicht die »Estrella Negra«. Das Wrack war nicht einmal halb so lang, wie das gigantische Dampfschiff gewesen sein mußte, nach grober Schätzung kam es auf ein Viertel der Maße.

Ein Kutter.

Zamorra machte sich an den Abstieg. Zum Glück lag der Kutter nicht sehr weit entfernt. Der Professor mußte nur aufpassen, daß er nirgends ausglitt oder sich mit den Bleischuhen in Korallengebilden verfing. Vorsichtig arbeitete er sich nach unten.

Bald hatte er das Wrack erreicht. Er konnte sich zwischen den Verstrebungen bewegen, ohne Gefahr zu laufen, das Luftrohr irgendwo einzuklemmen. Die Zwischenräume waren groß genug, um ihn und seine klobige Taucherkleidung durchzulassen. Zamorra entdeckte nichts, das für ihn von Bedeutung sein konnte.

Schließlich schabte er die Verstrebungen mit seinem Tauchermesser frei. Nach einigen glücklosen Versuchen hatte er Erfolg: Auf einem Metallteil waren die spanischen Hoheitszeichen zu erkennen.

Man hatte sie eingraviert, und durch den Algenbewuchs waren sie so gut geschützt worden, daß er sie mühelos entziffern konnte.

Der Professor schloß aus den Zeichen, daß der Kutter der spanischen Marine angehört hatte. Darauf konnte er sich keinen Reim machen. Die ganze Zeit über beschäftigte ihn nur eine Frage: Wie kam der Kutter an die Untergangsstelle der »Estrella Negra«?

Gegen siebzehn Uhr vierzig verständigte er sich von neuem mit Nicole Duval. Sie setzte daraufhin die Motorwinde in Gang und zog ihn etwa acht Fuß höher – so weit, daß er den Platz erreichen konnte, an dem sich einst die Planken des Oberdecks ausgedehnt hatten.

Jetzt gab es keine Planken mehr, sondern nur noch eine Gitterverbindung, über die sich der Professor sehr behutsam bewegen mußte.

Nicht auszudenken, was geschehen konnte, wenn er irgendwo einbrach oder steckenblieb.

Er gelangte an die Brücke. Wieder ließ er sich etwas weiter nach oben hieven. Auf diese Weise bekam er den Blick frei in den Ruderraum. Es war der einzige Teil des Kutters, der noch halbwegs

durch Eisenplatten verkleidet war.

Zamorra lief ein Schauer über den Rücken.

Auf dem Boden des Ruderraumes lag ein Skelett. Ihm fehlte der Kopf. Zamorra kletterte über die Rudimente einer Leiter auf die Brücke und entdeckte den Totenschädel. Er hing zwischen zwei Metallträgern eingeklemmt. Der Professor leuchtete den Hals mit dem Scheinwerfer an. Er fühlte, wie sein Herz schneller klopfte. So sauber konnte nur ein scharfer Gegenstand den Wirbelknochen durchtrennen!

Zamorra faßte den Schädel an. Er zerbröckelte unter seinem Handschuh.

Er trat an die Tür zum Ruderraum und betrachtete wieder das Skelett. Diesmal erblickte er auch den Säbel. Er lag in einer Ecke, die sich für seinen vorherigen Standort im toten Blickwinkel befand. Die Waffe schien gut erhalten zu sein. Zamorra wollte einen Schritt vorwärts machen und sie aufklauben.

Durch seine Bewegung geriet das Wrack ins Wanken.

Zamorra versuchte, einen Ausgleich herbeizuführen, indem er rückwärts schritt. Er hatte keinen Erfolg. Alles, was er noch tun konnte, war, seine eigene Haut zu retten, denn das Wrack wollte den Abhang hinabgleiten, um noch tiefer in den Fluten zu verschwinden.

Der Professor sandte ein Signal zur »Quimper«.

Die Stahltrosse straffte sich, ruckte und zog ihn von der Brücke des Kutters – gerade noch rechtzeitig. Die Verstrebungen rutschten buchstäblich unter Zamorras Füßen fort. Das Wrack legte sich auf die Seite. Gleich darauf bekam es endgültig das Übergewicht und überschlug sich. Das sah grotesk aus, weil unter der Wasseroberfläche alle Bewegungen im Zeitlupentempo vollführt wurden.

Der Kutter wühlte Schlick auf und tauchte in der Wolke unter, die dem Verteidigungsnebel eines Kraken ähnlich sah. Mit dem algenüberwucherten Gebilde entzog sich auch das Skelett Zamorras Blicken – und der Säbel, der allem Anschein nach jenen Unglücklichen geköpft hatte. An der Waffe haftete ein Geheimnis, da war sich der Professor sicher. Hatten nicht auch Kapitän Pravemann und sein Funker Koog von säbelschwingenden Gespenstern gesprochen?

Und lag es nicht auf der Hand, daß sie durch eben jene Mordinstrumente ins Jenseits befördert worden waren? Aber welche Verbindung bestand zu dem spanischen Kutter?

Zamorra grübelte.

Als er auftauchte, nahm er Nicoles erfreutes Gesicht kaum wahr.

Über die rauhen Sprossen der Leiter kletterte er an Bord der Jacht.

Obwohl er nicht an Platzangst litt, war er froh, den schweren Helm endlich vom Kopf zu bekommen.

»Sie sehen besorgt aus, Chef«, sagte Nicole. »Was haben Sie entdeckt?«

Er berichtete. Zum Schluß meinte er: »Die Geschichte wird immer mysteriöser, Nicole. Und ich habe das unheimliche Gefühl, daß die Mordserie noch nicht zu Ende ist.«

***

»Prächtiger hätte der Empfang nicht auffallen können«, sagte Zamorra voll Ironie.

Kommissar Panassié wartete am Laufsteg der »Quimper«, als sie in Arcachon an Land gingen. Der dickliche Mann zeigte eine Leichenbittermiene. »Ich möchte wissen, was Sie auf See zu suchen gehabt haben!« Er maß die Taucherausrüstung auf dem Achterdeck der Jacht mit einem mißtrauischen Blick. »Falls Sie nach der ›Drachten‹ Ausschau halten wollten, haben Sie die Position verfehlt.«

»Ich habe nach dem Wrack der ›Estrella Negra‹ geforscht, aber nur einen spanischen Kutter gefunden«, erwiderte Zamorra.

»Sie sind nicht zu retten. Natürlich ist auch mir zu Ohren gekommen, daß das nur in der Einbildung existierende Geisterschiff der ›Estrella Negra‹ geähnelt haben soll. Freut mich, daß Sie sich die Nase gestoßen haben. Vielleicht lassen Sie jetzt endlich die Finger von dem Fall. Verbieten kann ich es nicht, aber lassen Sie sich gesagt sein: Die Taucher haben den gesunkenen Frachter entdeckt und untersucht. Es war, wie ich angenommen hatte. Das Schiff brach im Orkan auseinander. In der Mitte. Es hat eine Kesselexplosion gegeben, und durch die umherfliegenden Metallsplitter wurden die Besatzungsmitglieder getötet.«

»Alle zehn?«

»Nur einer ertrank. Wir fanden weitere sieben Leichen auf dem Grund der Biskaya und brauchen also nicht mehr nach Überlebenden zu forschen. Leider.«

»Das alles hört sich sehr einleuchtend an, Chef«, konnte sich Nicole Duval nicht verkneifen zu sagen.

Zamorra ging darüber hinweg und wandte sich mit einer Frage an den Mann von der Brigade Criminelle: »Sagen Sie, sind die Angehörigen der Holländer verständigt worden? War Joop Pravemann eigentlich verheiratet?«

»Nein«, brummte Panassié. »Der Kapitän hat überhaupt keine lebenden Verwandten. Oder besser, keine offiziellen. Ich habe nämlich herausgefunden, daß er ein unehelicher Sohn war, das ergab sich ganz einfach aus den Angaben der Hafenkommandantur von Amsterdam, die wir über Fernschreiber erhalten haben.«

»Er trug den Namen der Mutter?«

»Ja. Anne Pravemann starb 1955. Joop war das einzige Kind, es gibt also keine Geschwister, die man benachrichtigen könnte.«

»Und der Vater?«

»Starb schon 1933, kurz nach der Geburt des Kindes.«
»Sein Name?«
»Professor, warum wollen Sie das eigentlich so exakt wissen? Ich bin Ihnen gegenüber zu keinerlei Auskunft verpflichtet. Ich begreife nicht, wieso ich Ihnen überhaupt so viel erzähle.«
»Geben Sie ihrem harten Herzen einen Stoß«, sagte Zamorra. »Betrachten Sie meine Fragerei als rein menschliche Neugier. Wie hieß der Vater?«
»Narciso Saldana.«
Zamorra gab durch keine Miene zu verstehen, wie sehr ihn dieser Name in Aufruhr versetzte. Panassié studierte seine Reaktion. Der dickliche Mann ahnte, daß sein Gegenüber auf etwas sehr Konkretes hinauswollte und daß er längst nicht aufgegeben hatte, sich mit dem Fall zu beschäftigen. Aber er fand keinerlei Anhaltspunkte in Zamorras Zügen, die diesen Verdacht bestätigten.
Zamorra stellte noch ein paar belanglose Fragen über den Rest der Besatzung. Dann verabschiedete er sich von Panassié.
»Ich hoffe, wir sehen uns nicht wieder«, sagte der Kommissar.
»Gehe ich Ihnen so auf die Nerven?«
»Ich kann es nicht leiden, wenn Amateure ihre Nasen in Dinge stecken, die sie nichts angehen. Sie sollten sich durch diese Worte nicht verletzt fühlen, Professor. Jeder hat sein Fach.«
»Es lebe die Ehrlichkeit«, entgegnete Zamorra. »Leider sind auch die Kriminalwissenschaften in vielen Dingen reformbedürftig. Aber darüber zu diskutieren wäre wohl sinnlos.«
Er ging an dem dicklichen Mann vorüber. Nicole lächelte Panassié flüchtig zu, bemerkte aber den entsagungsvollen Blick nicht mehr, den er ihr nachsandte.
Zamorra hinterließ bei der Schiffsvermietung einen ansehnlichen Geldbetrag. Damit zahlte er für die Benutzung der »Quimper« an diesem Nachmittag und reservierte überdies die Jacht für den nächsten Tag.
Es war zweiundzwanzig Uhr, als sie Arcachon verließen.
»Haben wir jetzt unser Tagessoll erfüllt, Chef?« gähnte Nicole und rekelte sich in den Polstern des roten Fiat Dino.
»Noch nicht. Nützen Sie die Gelegenheit, und halten Sie ein Schläfchen, bis wir am Ziel sind.«
»Wohin geht die Fahrt?«
»Nach Bordeaux. Ich hoffe, dort meinen Bekannten Jules Bechet zu treffen. Er ist Doktor der Geschichtswissenschaften und dozierte gelegentlich an der University of Maryland. Ein Mann, der sich ausgezeichnet auch in der jüngeren Vergangenheit auskennt.«
»Sie geben also immer noch nicht auf?«
»Hatten Sie das erwartet?«

»Nein.«
Zamorra lachte leise. Dann bog er auf die RN 650 ab, blendete auf und beschleunigte bis in den fünften Gang hinauf. Da es kaum Gegenverkehr gab, befanden sie sich bereits nach einer halben Stunde an der Peripherie von Bordeaux. Bechet wohnte in Cenon, einem der höchstgelegenen Stadtteile. Sein modernes Atriumhaus war von dem Architekten geschickt auf dem Hang eines Hügels errichtet worden. Wacholder, Zypressen und Oleander bildeten einen breiten Rahmen um die Konstruktion, die in einem reinen Wohnviertel stand, dessen Einfamilienhäuser und Villen jeweils mehrere hundert Meter voneinander entfernt lagen.

»Wir haben Glück«, sagte Zamorra und deutete auf die verschieden großen, von Lichterglanz ausgefüllten Rechtecke an der Vorderfront des Atriumhauses.

Nicole richtete sich etwas verwirrt auf. Sie hatte tatsächlich geschlafen. Sie gähnte und stieg nach ihrem Chef aus, der sich bereits über den Klingelknopf neben der Gartenpforte gebeugt hatte und seinen Zeigefinger darauf legte.

Bechet meldete sich über die Sprechanlage. Gleich darauf erschien er höchstpersönlich, um dem Professor und seiner Sekretärin die Pforte zu öffnen – ein untersetzter Mann mit der typischen Basedow-Charakteristik: breitem Hals und leicht hervortretenden Augen. Er trug Jeans und einen Rollkragenpullover und sah für Nicole überhaupt nicht wie ein Uni-Dozent aus.

»Parbleu, Zamorra«, rief Bechet. »Ist das eine Überraschung! Welcher Zufall führt dich und diese reizende junge Dame in meine ärmliche Hütte?«

»Ein nicht sehr glücklicher Zufall« gab Zamorra zurück und stellte Nicole vor. Er setzte dem Wissenschaftler sein Problem auf dem Weg zwischen Pforte und Hauseingang auseinander.

Jules Bechet blieb stehen. »Schade, daß unser Zusammentreffen unter einem so tristen Vorzeichen stehen muß. Aber ich glaube, ich habe, was du benötigst. Gehen wir in mein Arbeitszimmer. Meine Frau und die beiden Kinder ruhen schon, aber wir stören sie in keiner Weise, denn die Schlafzimmer befinden sich auf der gegenüberliegenden Seite des Innenhofes.«

Sie folgten dem untersetzten Mann in ein Zimmer, das ungefähr die Ausmaße der Bibliothek auf Château Montagne hatte. Mit dem Unterschied, daß die Decke niedriger und die Einrichtung zeitgemäß war. Ansonsten hielt es den Vergleich aus. Die Regale bogen sich unter der Last von Hunderten von Büchern.

Bechet bot ihnen Platz in bequemen Ledersesseln an. Nachdem er Cognac in dickbäuchigen Schwenkern serviert hatte, schritt er die Regale ab, hob den Kopf und suchte intensiv.

Er kehrte mit einem Stapel von Wälzern an den Schreibtisch zurück. »Das ist alles, was ich über die spanische Geschichte der Jahrhundertwende habe. Es ist ein Werk in Originalsprache dabei, das sich ausschließlich mit dem Aufbau der Marine und den Protokollen über die damaligen Ereignisse beschäftigt. Außerdem habe ich einen Auszug aus dem Archiv des Marinemuseums Bilbao mitgebracht. Du hättest ihn nicht bei mir gefunden, wenn du vier Wochen eher gekommen wärest, Zamorra – ich erhielt die Übersetzung von einem Kollegen, der eine Doktorarbeit über die Ära der Passagierdampfer schreiben will.«

»Du machst es spannend, Jules.«

»Warte, du kannst Spanisch?«

»Leidlich.«

»Dann liest du am besten selbst.« Bechet reichte ihm den Folianten über die Marine.

Der Professor begann zu blättern.

»Gehe ich richtig in der Annahme, daß Sie Angaben über einen gewissen Kutter suchen, der vor rund siebzig Jahren in der Biskaya gesunken ist, Chef?« erkundigte sich Nicole.

»Richtig. Ich habe bereits die Erklärung der Gravierungen entdeckt, die in die Verstrebungen eingekerbt waren. Ich glaube, die letzten vier Ziffern der Zahl unter dem Hoheitszeichen geben Auskunft über den Namen…«

»Das Verzeichnis dafür ist vor den Inhaltsangaben am Ende des Buches zu finden«, griff Bechet helfend ein.

»Danke. Wartet mal – also, demnach müßte es sich bei dem Wrack um die Reste des 50-Meter-Kutters Aragon gehandelt haben. Donnerwetter, hier sind die Seiten verzeichnet, auf denen Näheres über die Geschichte des Schiffes zu lesen ist. Jules, du hast wirklich eine umfassende Bibliothek.« Er klappte das entsprechende Kapitel auf, konzentrierte sich und blickte nach etwa fünf Minuten wieder auf.

»Hört euch das an! 1910 brach eine Meuterei an Bord der Aragon aus, und zwar wegen der Verpflegung, die von den Mannschaftsdienstgraden als unzureichend bezeichnet wurde. Ein Kreuzer der Marine stoppte den Kutter in der Biskaya – er hatte einen Notruf des Korvettenkapitäns aufgefangen. Unter den dröhnenden Geschützen des Kreuzers kapitulierte der Großteil der Besatzung und ließ sich gefangennehmen.«

»Aber sie hatten doch den Korvettenkapitän als Geisel«, wunderte sich Nicole. »Wie hätte der Kreuzer jemals auf den Kutter feuern können?«

Zamorra lächelte. »Damit wären wir wieder bei den Ehrbegriffen, Nicole. Der Korvettenkapitän warf sein Leben in die Waagschale, wenn nur die Meuterei unterbrochen wurde. So kam es zum

dramatischen Abschluß. Fünfzehn Mann blieben auf dem Kutter und widersetzten sich. Sie drohten, dem Korvettenkapitän mit einem Säbel das Haupt abzuschlagen, falls man sich ihren Forderungen weiter verschloß. Der Kreuzer antwortete mit Beschuß. Die Aragon sank, und soweit aus den Eintragungen hervorgeht, wurde nie danach getaucht.«

Bechet runzelte die Stirn. »Wenn ich richtig gefolgt bin, hast du also bei deinem Tauchversuch das Skelett des Korvettenkapitäns entdeckt?«

»Sehr wahrscheinlich. Aber wo waren die Überreste der fünfzehn Meuterer?«

»Richtig, ihre Leichen konnten keinem größeren Verwesungsgrad als die des Korvettenkapitäns anheimfallen.«

»Das wird ja immer komplizierter.«

Nicole setzte sich auf. »Chef, ich würde gern wissen, warum die Aragon ausgerechnet an der gleichen Stelle wie die ›Estrella Negra‹ untergegangen ist?«

»Purer Zufall.«

»Das Meer ist riesengroß.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Daß ich es reichlich unwahrscheinlich finde…«

»Sie glauben doch nicht an Übersinnliches«, meinte Zamorra, während sie stockte. Er hatte die hübsche Sekretärin wieder einmal aus der Fassung gebracht. »Bleibt immer noch die Theorie, daß die Positionsangabe im Seefahreralbum nicht richtig war.«

»Kaum«, wandte Dr. Jules Bechet ein, der inzwischen in einem anderen Buch nachgeschlagen hatte. »Hier wird die Markierung genauso differenziert genannt, und die Eintragung stammt aus den Original-Tagebüchern der Hafenkommandantur in Santander. Ein Zweifel ist ausgeschlossen. Also ist das Wrack der ›Estrella Negra‹ verschwunden?«

Zamorra hatte sich den Auszug aus dem Archiv des Marinemuseums Bilbao vorgenommen. Plötzlich straffte sich sein Körper. »Hier! Es gibt einen Stammbaum der Familie Saldana, denn alle bedeutenden Kapitäne der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg wurden auf diese Weise verewigt. Der Capitano des Passagierdampfers ›Ovidio‹ wurde 1865 in Zaragoza geboren, heiratete eine gewisse Maya, die 1912 gemeinsam mit ihm bei einem Unglück vor den Kanarischen Inseln ums Leben kam.«

»Phänomenal«, stieß Bechet aus.

»Der einzige Sohn Jorge, 1890 geboren, heiratete ein Mädchen namens Lillas. Sie gingen nach Frankreich, und er kam 1917 als Maat auf einem französischen Kriegsschiff um. Lillas starb ein Jahr später aus Gram, wie es heißt.«

»Chef, worauf wollen Sie hinaus?« sagte Nicole ziemlich entsetzt.

»Aus der Ehe von Jorge und Lillas gingen zwei Söhne hervor, die bei Ausbruch des Krieges vorsorglich nach Spanien zurückgeschickt wurden und von Freunden der Familie großgezogen wurden. Alberto, 1913 geboren und mit einem Mädchen namens Nelida verheiratet, wanderte mit ihr nach Argentinien aus. Sie starben gemeinsam bei Unruhen im Jahr 1943, wurden von Terroristen auf grausame Weise zerstückelt. Narciso Saldana, der Bruder von Alberto, kam 1933 im spanischen Bürgerkrieg ums Leben. Er hatte ein Verhältnis mit der Frau eines Waffenschiebers aus Amsterdam gehabt, mit einer gewissen Anne Pravemann. Sie brachte einen Jungen zur Welt. Joop Pravemann. Den Mann, der vor 24 Stunden auf so fürchterliche Weise seine Reise ins Jenseits antrat.«

»Alberto und Nelida hatten keine Kinder?« erkundigte sich Bechet. Seiner Miene war die Spannung abzulesen, die ihn ergriffen hatte.

»Doch«, sagte Zamorra ernst. »Ein Junge namens Everildo wurde 1938 geboren, die Töchter Rosa und Micaela in den Jahren 1939 und 1943. Sie wurden, so weit geht die Präzision des Stammbaumes, von den Terroristen verschont. Wo sie heute leben, haben die Leute, die im Archiv des Marinemuseums arbeiten, natürlich nicht ermittelt. Interessant ist noch, daß Cesar Saldana und alle gestorbenen Nachkommen jeweils im Oktober den Tod fanden, dem Monat, an dessen 13. Tag im Jahre 1899 Raspani mit seiner ›Estrella Negra‹ sank.«

»Auch jetzt ist Oktober.« Der Geschichtswissenschaftler schluckte.

Nicole protestierte. »Chef, Sie übertreiben! Sie wollen nachweisen, daß dieser Raspani seinen Fluch wahrgemacht hat, nicht wahr? Schön, warum hat er dann Joop Pravemann nicht eher umgebracht oder Everildo, Rosa oder Micaela? Warum ausgerechnet jetzt das tragische Ende des Holländers – heute, fünfundsiebzig Jahre nach dem Unglück der ›Estrella Negra‹?«

»Das weiß nur Raspani.«

»Aber…«

»Wer sagt Ihnen, wo sich Everildo, Rosa und Micaela aufhalten und ob sie nicht schon tot sind, Nicole? Wir müssen sie finden.«

»Chef…«, sie stand auf, »sehen Sie sich doch bitte mal Raspanis Stammbaum an. Er wird wohl ebenso wie Saldana in dieser Dokumentation verewigt sein, und ich wette, daß auch seine Kinder und Enkel nicht mehr unter den Lebenden weilen …«

Zamorra schüttelte den Kopf.

»Raspani war Vollwaise. Und er war nie verheiratet oder hatte nachweislich uneheliche Kinder.«

»Ungeheuerlich«, kommentierte Jules Bechet.

»Und wie lautet jetzt Ihre phantastische Theorie?« wollte Nicole Duval von ihrem Chef wissen.

»Raspanis Geist hat sich gleich nach dem Untergang der ›Estrella Negra‹ aus dem Körper gelöst, hat nie Ruhe gefunden. Ich bin überzeugt, daß er durch magische Kräfte die Besatzung des Marinekutters Aragon beeinflußte, sobald das Schiff in seine Nähe kam. Raspani verwandelte die fünfzehn Toten in Gespenster und machte sie sich Untertan. Damit hatte er die Wesen, die ihm halfen, sein Schiff wieder flottzumachen, die 200 Meter lange ›Estrella Negra‹, mit der er sich auf die Suche nach den Opfern seiner Rachepläne machte und die sich in diesem Augenblick irgendwo auf einem der so unendlich großen Weltmeere befindet.«

Nicole und Jules Bechet starrten Zamorra an.

Sie konnten nicht verbergen, wie erschüttert sie waren.

***

Gewitterwolken hatten sich im Morgengrauen über dem Atlantik geballt und den Himmel wieder verfinstert. Blitze zerrissen in kurzen Zeitabständen die Dunkelheit. Donnergrollen begleitete das Rauschen der Wogen, die von einem immer stärker treibenden Wind aufgetürmt wurden. Inmitten dieses Hexenkessels glitt das Schiff dahin – lautlos, hell erleuchtet, und ohne von der tosenden See in seiner Fahrt beeinflußt zu werden.

Die »Estrella Negra« bewegte sich mit einer Geschwindigkeit von 21 Knoten. Wie damals, vor fünfundsiebzig Jahren. Vor ihrem Untergang.

Die oberen Decks waren wie leergefegt, und auch auf der Kommandobrücke befand sich niemand. Die schaurigen Knochengestalten hatten sich in den Speisesalon erster Klasse zurückgezogen, einem Saal, der sich von der Backbord- bis zur Steuerbordseite des Schiffes ausdehnte und durch eine gewaltige Glaskuppel gekrönt wurde. Pomp und Luxuskitsch hatten einst auf der »Estrella Negra« geherrscht – nachempfundenes Rokoko hatte die Architekturepoche des auslaufenden 18. Jahrhunderts beherrscht. Nun war die Glaskuppel zerbrochen, die Tapeten waren zerrissen, die Wände des Salons fleckig.

Feuchtigkeit und Rost bestimmten das Interieur. Es gab nur noch wenige halbverrottete Stühle und einen großen Tisch, die in der Mitte des Speiseraums ohne System zusammengestellt worden waren.

Hier hockten sie, die fünfzehn Geistermatrosen. Raspani hatte das Kopfende des Tisches eingenommen und bedeutete seinen Untertanen, was sie ihm zu reichen hatten oder sich selbst zu Gemüte führen durften. Es knackte grausig in den Knochengelenken der Untoten, wenn sie ihrem Herrn ehrerbietig grünoxydierte Silberplatten zuschoben. Wein, der in den Fässern des Proviantraums zu Essig gegärt war, wurde in schmutzstarrenden Gläsern serviert.

Abstoßend auch die Zusammenstellung der Mahlzeit: rohe Muscheln,

Krebse und andere Schalentiere, zappelnde Fische und Kraken, die immer wieder von den Tabletts zu Boden fielen oder sich träge aus Terrinen schälten. Raspani und seine Gespenster zerpflückten die Tiere mit den Krallenhänden und stopften sich die noch zuckenden Gliedmaßen zwischen die Zähne. Sie hatten kein echtes Nahrungsbedürfnis. Ihre mit Fetzenkleidung bedeckten entsetzlichen Gestalten benötigten kein Essen und Trinken, um sich weiterhin bewegen zu können. Sie starben nicht, aber die Mahlzeit war für sie soviel wie ein subtiler Genuß der Vernichtung, der Gemeinheit und Grausamkeit.

»Wir werden sie töten«, sagte Raspani und wischte sich die Finger an seiner schwarzen Kleidung ab. Seine schwarzen Augen glitten in den Höhlen hin und her.

»Diesmal werden alle noch Lebenden aus der Sippe des Cesar Saldana daran glauben müssen, denn in diesem häßlichen 1974 jährt sich zum 75. Mal der Tag, an dem die ›Estrella Negra‹ vom Meer verschlungen wurde.« Er lachte. Die Gespenster fielen kichernd ein.

Sie schüttelten sich vor Vergnügen, und das Klappern der Knochen wurde zu einem rhythmischen und lauten Geräusch…

Raspani zeigte die gelben Zähne. »Bis zum 13. Oktober werde ich meinen Racheschwur erfüllt haben. Es gibt keinen Menschen, der mich daran hindern kann. Schärft eure Säbel – es sind zwei Frauen und ein Mann, denen wie dem Wurm Pravemann das Haupt vom Rumpf getrennt werden muß. Wehe dem, der sich mir entgegenstellt!« Er hatte sich in Eifer geredet, wurde ärgerlich. Seine dürre Hand formte sich zur Faust, und knallte auf die Tischplatte.

Die Geister duckten sich ängstlich. Es gab nichts, was ihnen zu schaffen machen konnte, ihnen Schmerzen und seelische Pein zufügen konnte – außer Raspanis Wut.

Der Geist des spanischen Kapitäns fegte eine der Terrinen vom Tisch. Der Porzellanbehälter zersplitterte und gab einen fetten Kraken frei. Verwirrt schlängelte er sich über den Boden des Speisesalons.

Raspani verließ den Saal. Er stieg bis auf das Promenadendeck empor, schaute eine Weile mit verschränkten Armen auf den Atlantik hinaus. Der Anblick der aufgepeitschten, grün und schwarz schillernden Wasserwüste beruhigte ihn etwas. Brummend schlich er weiter.

Er betrat den Musiksalon.

Die Polster der Sessel waren aufgedunsen und verfault, die verschnörkelten Bilderrahmen und Spiegel hatten längst keinen Halt mehr. Mitten in der Stuckdecke klaffte ein großes Loch, weil eine der Stützsäulen in der Mitte durchgeknickt war. Der Konzertflügel lag umgekippt und mit zerrissenen Saiten vor einer Verbindungstür.

Das einzig intakte Instrument war die in die Wand eingebaute kleine

Orgel. Raspani hatte sie selbst instandgesetzt. Er hatte eine Schwäche für Orgelmusik. Eigentlich hatte er studieren wollen, war aber 1878 bei der Aufnahmeprüfung am Konservatorium Madrid durchgefallen. Die Stücke, die er beherrschte, hatte er als Autodidakt erlernt.

Raspani setzte sich auf den Hocker vor den beiden Manualen.

Hinter ihm drängelten sich die fünfzehn Geister tuschelnd an der Eingangstür. Sie wagten sich nicht näher heran. Raspani würdigte sie keines Blickes.

Er zog drei, vier Register. Unterhalb der Baßpfeifen des Instrumentes war ein Spiegel angebracht, der einzig heile Spiegel auf der »Estrella Negra«.

Raspanis Füße berührten die Pedale für das Baßregister. Ein unterschwelliges Dröhnen erfüllte den Musiksalon. Der Fußboden zitterte. Als der Untote die Krallenfinger über die Manuale gleiten ließ, steigerte sich die Lautstärke, die Klangfülle wurde durch eine zweistimmige Melodie und die Begleitung vervollständigt. Raspani intonierte einen Trauermarsch.

Gebannt fixierte er den Spiegel.

Plötzlich geschah etwas Unfaßbares. Auf der blinden Glasscheibe erschienen Konturen, Farben – zunächst nur verschwommen, dann aber deutlich und zum Greifen nahe. Gestochen scharf hoben sich die Umrisse eines Autos ab. Es handelte sich um einen roten Fiat Dino. Das Bild wechselte und zeigte den Eingang eines Hotels, dann eine Treppe, eine Zimmertür. Auf dem Bett, das danach auf dem Spiegel erschien, lag ein Mann. Ein schlanker, dunkelhaariger Mann mit markantem Gesicht.

Raspani verharrte auf einem grellen Akkord.

»Das ist er«, schrie er. »Dieser Professor Zamorra. Er hat das Geheimnis der ›Estrella Negra‹ herausbekommen. Seht ihn euch an!«

Eilfertig rückten die Geister näher.

»Er ist ein Todgeweihter«, keuchte Raspani. »Falls er meine Pläne vereiteln will, wird er ebenfalls geköpft.«

»Geköpft!« heulten die schaurigen Gestalten.

Wieder veränderte sich die magische Projektion auf dem Spiegel.

Diesmal tauchte das Gesicht eines schnauzbärtigen Mannes wie in Großaufnahme auf. Der Mann lächelte.

»Er ist der nächste, der sterben muß«, brüllte Raspani.

Dann spielte er weiter – eine wirre Melodie, die keinen Zusammenhang hatte. Während seine bleichen Finger die Tasten der Orgel traktierten, entlud sich auf See das Gewitter. Nach und nach flaute der Orkan ab.

***

Everildo Saldana lächelte und schaute auf seine Armbanduhr.

Es war zehn Uhr morgens, und er befand sich rund zwanzig Seemeilen von Key Largo entfernt, einem der südlichsten Zipfel von Florida. Saldana, ein gut aussehender Mann mit Schnauzbart, war von Beruf Orchestermusiker, nicht in irgendeinem x-beliebigen Tanzorchester, sondern im Philadelphia Symphonic Orchestra.

Deswegen konnte er sich den Luxus leisten, einmal im Jahr vier Wochen lang nichts als Hochseefischerei zu betreiben. Die beste Zeit für Rotbarsch und Kabeljau war Oktober. Dann kehrten die Fische zum Laichen in küstennahe Gewässer zurück.

Everildo Saldana war nicht allein auf dem Kajütkreuzer, an dessen Heck er vier mächtige Angeln in ihren Halterungen befestigt hatte.

Seine Freundin Mabel, ihr Bruder Frank Fountain und dessen Mädchen Evalee Minette hatten sich wie er um sechs Uhr aus den Federn gewälzt.

»Macht nicht so trübe Gesichter«, lachte Everildo. »Wer einen guten Fang haben will, muß schon früh aufstehen. Ihr seht ja selbst, wieviel Zeit vergeht, bis man hier draußen ankommt und die Ruten ausgeworfen hat.«

»Schon gut«, maulte Frank Fountain. Er war ein hübscher Bursche, hatte aber keine Ambitionen für Fitneß-Übungen, sondern ließ sich lieber von der gutgebauten Evalee bis in den späten Vormittag hinein im Bett unterhalten. »Du hast ja gewonnen«, fuhr er schleppend fort, »aber glaub bloß nicht, daß du uns noch mal wieder rauslocken kannst. Ich finde diesen Job ausgesprochen langweilig.«

»Keine Kondition, die Jugend von heute«, gab Everildo zurück.

»Ich bin sechsunddreißig Jahre und damit acht Jahre älter als du, aber trotzdem noch ganz schön in Form.«

»Das kann man wohl sagen«, bemerkte Mabel. Sie drängte ihren Körper gegen den Musiker und hielt ihn mit den Händen an den Hüften fest. Sie trug nur einen Bikini. Die Sonne hatte die letzten Gewitterwolken verdrängt – man mußte das schöne Wetter ausnutzen, um ein bißchen Bräune mit nach Haus zu bringen.

Evalee begann zu kichern. Mabel stimmte mit glockenheller Stimme ein und wurde von Everildo begleitet. Da konnte auch Frank Fountain seine Sauregurkenmiene nicht länger halten. Er beteiligte sich lauthals an dem Gelächter.

»Ihr verjagt die Fische«, meint Everildo.

»Welche – die, die nicht vorhanden sind?« japste Frank.

»Aus dir wird nie ein Petrijünger.« Everildo sprach fast akzentfrei Englisch. Nur das R rollte er noch immer wie die Südamerikaner und Spanier. Er war mit sechzehn Jahren aus Argentinien ausgewandert. Er hatte es nie bereut, denn in New York und Philadelphia hatte sich für ihn das verwirklicht, was der US-Amerikaner als »Geld machen« bezeichnet.

Evalee stieß den gut aussehenden Schnauzbärtigen an. »He, Everildo, ich glaube, die rechte Angel hat gezuckt.«

Der Musiker ließ Mabel los. Er legte den Zeigefinger gegen die Lippen und schlich über die Planken des Achterdecks zum Heck dies Kajütkreuzers.

»Ich finde das reichlich übertrieben«, raunte Frank.

»Sei doch still«, zischte Mabel.

Everildo wartete. Da, die Rute bewegte sich tatsächlich, und zwar ganz beträchtlich. Ihre Spitze wippte in Richtung Wasseroberfläche.

Der Schnauzbärtige wartete, bis die Rolle richtig knarrte. Dann stellte er sie fest, ließ wieder einige Sekunden verstreichen. Als sich der Fisch nach seiner Meinung richtig in den Haken verbissen hatte, begann er an der Rolle zu drehen und die Beute heraufzuholen. Frank, Mabel und Evalee hatten sich inzwischen um ihn gedrängt und blickten gespannt über seine Schultern.

Das Wasser spritzte auf. Ein mit dem Schwanz schlagender Fisch kam zum Vorschein. Es war ein großer Bursche, und Everildo mußte aufpassen, daß er ihm nicht noch im letzten Augenblick vom Haken rutschte. Schwungvoll beförderte er ihn auf die Planken. Mabel kreischte auf und sprang zurück. Dabei wippten ihre schweren Brüste aufreizend unter den Stoffdreiecken ihres brasilianischen Tangas.

»Donnerwetter«, beurteilte Frank Fountain den Fang. »So ein toller Karpfen! Was wiegt der denn?«

»Es ist ein Zackenbarsch«, berichtigte Everildo. »Er bringt gute zehn Pfund auf die Waage.«

Frank beobachtete, wie der Schnauzbärtige den Fisch fachmännisch schlachtete. Die Mädchen hatten sich abgewandt.

»Everildo, am Horizont ist ein Punkt aufgetaucht«, meldete Mabel.

»Das kommt schon manchmal vor«, scherzte der Musiker.

»Schließlich haben wir nicht das Alleinvertretungsrecht gepachtet.«

»Es ist aber ein ziemlich dicker Punkt, und er kommt genau auf uns zu.«

»Ja, er wird schnell größer«, fügte Evalee hinzu.

»Habt euch doch nicht so«, sagte Frank.

Everildo Saldana richtete sich auf, verstaute den Fisch in einem eigens dafür mitgebrachten Korb und nahm das Fernglas zur Hand.

Er setzte es an die Augen. »Mabel hat recht. Es handelt sich um einen großen Dampfer. Wenn mich nicht alles täuscht, ist das ein Passagierschiff. Sehr merkwürdig.«

»Wieso? Hier führt doch mindestens eine der Fährverbindungen von Fort Lauderdale nach Puerto Rico vorüber«, meinte Frank Fountain.

»Das ist kein Fährdampfer, Frank.«

»Was dann?«

»Ein – gigantischer Pott mit vier Schornsteinen.«

»Schön, dann habe ich mich eben getäuscht. Können wir jetzt weiterangeln? Ich finde langsam Spaß an der Geschichte.«

»Er hat keine Flagge und keinen Namenszug am Bug«, wunderte sich Everildo weiter. »Außerdem macht er einen reichlich verkommenen Eindruck, der Kahn. Ich möchte wirklich wissen, wer sich heute noch auf so einen Seelenverkäufer traut.«

»Laß mich auch mal sehen.« Frank trat neben ihn. Er war neugierig geworden. Zunächst grinste er noch, aber dann sanken seine Mundwinkel nach unten. »Leute, das gibt es doch nicht. Das Schiff hat ja eine geradezu verdammte Geschwindigkeit drauf!«

»Wir sollten ihm Platz machen«, sagte Mabel, »ich habe Angst.«

Everildo nahm seinem Freund das Glas ab, denn Frank war käseweiß geworden. Beunruhigt starrte er wieder auf die See hinaus und fing die Umrisse des Schiffes auf, das sich von Osten her näherte. Es hielt in direktem Kurs auf sie zu. Was den Schnauzbärtigen aber erst aus der Fassung brachte, war etwas anderes.

»Es hebt… sich aus dem Wasser«, stöhnte er.

»Ein Tragflächenboot?« wollte Frank Fountain wissen.

»Unsinn, so ein riesiges Tragflächenboot existiert nicht. Verflixt, es wäre wirklich besser, wenn wir unseren Standort wechselten. Die Sache wird mir langsam unheimlich.«

»Unheimlich?« wiederholte Mabel.

Everildo kletterte ins Cockpit und ließ die starke Dieselmaschine des Kajütkreuzers an. »Hol die Angeln ein!« rief er Frank zu. Er wartete, bis Evalees Freund die Ruten aufgewickelt hatte, denn er wollte nicht, daß die starken Nylonschnüre, an denen Senkblei und Haken befestigt waren, in die Schraube gerieten.

Das fremde Schiff war inzwischen so nahe, daß sie es mit bloßen Augen erkennen konnten.

»Es ist keine Täuschung«, stammelte Frank Fountain, »der Bruder fliegt wirklich!« Er winkte dem Musiker aufgeregt zu.

Saldana ließ die Maschine aufheulen. Das Heck des Kreuzers senkte sich ins Meer, Gischt sprudelte hoch und bildete Wellen, vor denen sich das Schiff in schneller Fahrt bewegte.

Mabel Fountain setzte sich zu Evalee Minette auf die Heckbank.

Ihre Augen waren unablässig auf die Erscheinung des gigantischen Passagierdampfers gerichtet, der sich inzwischen vollständig aus den Fluten geschoben hatte und mit dem Kiel in etwa fünf Yards Höhe über dem Meer schwebte. So modern der Kajütkreuzer ausgerüstet war und sosehr sich Everildo Saldana Mühe gab, ihn aus der Gefahrenzone zu lenken, sie konnten nicht entkommen. Das fremde Schiff jagte mit über dreißig Knoten dahin. Das war eine für ein Schiff unglaubliche Geschwindigkeit. Nur Rennboote überboten das Tempo.

»Er folgt uns!« schrie Mabel.

»Jetzt hört sich doch alles auf«, wetterte Frank, »ich möchte wissen, was der Unfug soll! Everildo, du solltest einen Funkspruch an die Coast Guard loslassen…«

»Ah«, schrillte Evalees Stimme, »seht euch das an! Das – das sind Gespenster!« Sie kreischte vor Angst und Schrecken und hielt sich verzweifelt an Mabel fest. Das vollbusige Mädchen im Bikini deckte die Augen mit den Händen ab. Noch nie hatte sie etwas so Entsetzliches gesehen: An Bord des fliegenden Dampfers tanzten schaurige Knochengestalten. Sie schwangen Säbel und stießen fürchterliche Laute aus – dann setzte die Orgelmusik ein. Ganz deutlich sahen die beiden Pärchen die Szenerie vor sich – die »Estrella Negra«, deren Namen sie nie erfahren sollten, befand sich höchstens noch zweihundert Yards von ihnen entfernt.

»So was gibt es nicht!« brüllte Frank Fountain. Seine Stimme überschlug sich.

Everildo Saldana hatte die Hände um das Steuerrad verkrampft.

Den Körper hielt er gebeugt, und er wagte kaum zurückzublicken.

Plötzlich war ihm eine Geschichte eingefallen, die seinen Urgroßvater Cesar Saldana, das Wettrennen um das Blaue Band und den Fluch eines gewissen Raspani betraf…

»Der Himmel sei uns gnädig!« rief er.

Dann war die »Estrella Negra« über dem Kajütkreuzer. Die Gestalten der Knochenmänner lösten sich von der Reling und prasselten auf das Achterdeck nieder. Es war erstaunlich, wie zielsicher die fünfzehn Geister ihr Ziel erreichten. Sie bewegten sich in hölzernen Gesten zum Takt der Orgelmusik, stießen kehlige Laute aus und kreisten Frank Fountain, Mabel Fountain und Evalee Minette ein.

»Haut ab!« schrie Frank.

Die Gespenster lachten und schüttelten sich dabei. Unvermittelt sonderten sich zwei von dem Kreis ab, sprangen auf den hübschen jungen Burschen zu und drängten ihn mit ihren Säbeln in die Enge.

Frank wehrte sich in panischer Furcht mit den Armen. Plötzlich schoß Blut aus seinen Unterarmen. Gleich darauf hieb der größere der beiden Schrecklichen erneut zu und spaltete ihm den Schädel.

»Nein!« kreischte Evalee. Sosehr die Angst sie auch in ihren Krallen hielt, in diesem Augenblick zuckte sie von ihrem Sitz hoch, um zu ihrem Freund zu eilen.

Weit kam sie nicht. Ein Gespenst stellte ihr ein Bein. Und schon sausten die blitzenden Säbel auch auf sie nieder.

Mabel wimmerte. Sie konnte schlecht schwimmen. Aber bevor sie sich den Bestien auslieferte, glitt sie lieber über die Reling und tauchte ins Meer, um auf diesem Weg zu entkommen.

Die Geister huschten ihr nach. Ja, sie konnten über die Wasseroberfläche laufen! Kichernd holten sie das schreiende

Bikinimädchen ein.
Eine der Knochengestalten beugte sich über das Heck des Kajütkreuzers und schlug mit ihrem Säbel in das Wasser. Der scharfe Stahl trennte die Schraube von ihrer Welle – der Kreuzer kam zum Stehen. Mit ihm stoppte auch die »Estrella Negra«, und von dem schwebenden Vier-Schornsteine-Dampfer aus schwebte die düstere Gestalt Raspanis in das Cockpit herunter.
»Die Reihe ist an dir«, versetzte er hämisch.
»Ich will nicht sterben«, rief Everildo Saldana. Er hatte einen Revolver, Marke Smith and Wesson, Kaliber 38 Special, aus dem Handschuhfach des Armaturenbretts geklaubt. Zitternd richtete er ihn auf Raspani. »Zurück, Satan! Ich erschieße dich!«
Raspani lachte. Grinsend kletterten hinter ihm die Gespenster über die Bordwand. Die Klingen der Säbel blinkten in der Morgensonne.
Der Schnauzbärtige drückte ab. Brüllend löste sich der erste Schuß aus dem Revolver – und raste glatt durch Raspanis Leib hindurch.
Everildo gab nicht auf, jagte Projektil um Projektil zu dem Unheimlichen hinüber. Er wußte nicht, daß Untote unverwundbar sind.
»Gebt es ihm!« schnarrte Raspani.

***

Der Kutter »Pensacola« der amerikanischen Küstenwacht hatte eine Länge von 45 Yards. Für die bei der Coast Guard herrschenden Begriffe war er ein kleines Schiff, sehr zum Leidwesen von Kapitän Amos Venice, der sich lieber auf der Brücke eines Kreuzers statt im Ruderraum der nur 13 Knoten schnellen und daher von ihm als Schnecke bezeichneten »Pensacola« gesehen hätte.
An diesem Morgen hatte der Kutter seinen Heimathafen auf Key Largo um die gewohnte Stunde verlassen. Es war zwölf Uhr. Amos Venice betrachtete mißmutig den Wellenbrecher, dessen graue Bruchsteine langsam an der Backbordseite vorüberzogen. Jeden Tag das gleiche, dachte er, jeden Tag – vielleicht sollte ich Schichtwechsel oder sogar meine Versetzung beantragen.
»Kapitän«, sagte der Steuermann, »sehen Sie die Jacht?«
Venice setzte das Fernglas an. »Das ist keine Jacht, sondern ein Kajütkreuzer, mein Freund. Er hält genau auf die Hafeneinfahrt zu. Es wäre besser für ihn, wenn er mit der Geschwindigkeit herunterginge, sonst bekommt er eine Verwarnung.«
»Ich habe den Eindruck, er drosselt die Geschwindigkeit nicht.«
»Geben Sie ein Signal!«
Der Steuermann ließ das Typhon röhren. Der Kajütkreuzer reagierte nicht. Kapitän Amos Venice erteilte daraufhin den Befehl, ein Blinkzeichen zu geben. Der zuständige Matrose am Bug des Kutters

signalisierte mit dem Scheinwerfer. Wieder blieb der erwartete Erfolg aus. Der Kajütkreuzer kam jetzt in bedrohliche Nähe der »Pensacola«.

»Maschine volle Kraft zurück«, gab Venice in den Maschinenraum durch. Er wartete die Bestätigung ab. Danach lief er auf das Vorderdeck und stemmte die Fäuste in die Seiten. »Das gibt nicht nur eine Verwarnung, sondern einen dicken Strafzettel«, murmelte er.

Wieder blickte er zu dem Kajütkreuzer hinüber. An Deck ließ sich niemand blicken. Je deutlicher Venice die Aufbauten vor sich sah, desto unverständlicher wurde ihm die Angelegenheit.

Saß denn niemand am Steuerrad? Oder versteckte er sich vor ihnen?

Das schnittige Schiff zog an ihnen vorüber. So hart neben dem Wellenbrecher her, daß Venice Angst hatte, es würde sich den Rumpf aufschlitzen. Wie durch ein Wunder blieb es jedoch unversehrt, rauschte in den Hafen von Key Largo hinein.

»Ruder hart Backbord!« brüllte der Kapitän dem Steuermann zu.

Unmittelbar nach seinem Befehl hörte er das wohlvertraute Aufbrummen der Motoren und spürte den Ruck, mit dem sich der Kutter auf die Seite legte. Er erteilte eine Serie von Anordnungen, und sie setzten dem Kajütkreuzer mit steiler Bugwelle nach.

Venice gab sich keinen Illusionen hin. Einholen konnten sie ihn nicht mehr.

Der Kajütkreuzer fuhr auf die Kaimauer zu. Es war bereits zu spät zum Stoppen. Selbst wenn sich die Besatzung noch besann und das Ruder herumwarf, mußte er in jedem Fall gegen die Mauer prallen.

Es würde mindestens erheblichen Sachschaden geben.

»Wahnsinnige«, sagte Venice. Er holte seinen 45er Colt-Automatik aus dem Gürtelholster. Vorsichtshalber zog er das Magazin aus dem Griff und prüfte die Ladung. Er glaubte an nichts Schwerwiegendes, eher an Trunkenheit oder Drogenrausch. Aber man konnte ja nie vorsichtig genug sein…

Die Menschen, die sich um diese Zeit vor den Hafengebäuden befanden, zogen sich erschrocken zurück. Jemand schrie sogar lauthals. Auf dem Bootsanleger scharten sich Männer und Frauen zusammen. Sie gestikulierten. Offenbar wollten sie den Leuten auf dem Kajütkreuzer Zeichen geben, das Entsetzliche in letzter Sekunde verhindern.

Ein aussichtsloses Unterfangen.

Der Kajütkreuzer rammte die Kaimauer in unverminderter Fahrt.

Amos Venice zuckte instinktiv zusammen, als ihn das donnernde Geräusch berstenden Metalls und Betons erreichte. Mit zusammengepreßten Lippen beobachtete er, wie sich das verbeulte Schiff auf die Seite legte.

»Macht die Leinen klar!« schrie er. »Wir müssen sie vor dem Untergehen bewahren! Am besten vertäuen wir den Kahn an der

Mauer und an der ›Pensacola‹ selbst. Maschinen halbe Kraft zurück!«

Die Propeller des Kutters drehten sich in entgegengesetzter Richtung. Auf diese Weise wurde die Bremswirkung ausgenutzt, und die »Pensacola« landete weich an der Kaimauer. Die ausgedienten Autoreifen, die als Puffer an den Stützträgern hingen, fingen den Stoß des Rumpfes ab.

Venice bewies Mut. Er hangelte das Fellreep hinunter und ging an Bord des Unglücksschiffes. Deshalb war er der erste, der das Cockpit betrat und die vier Leichen entdeckte.

Ein Arm ragte unter einer der Sitzbänke hervor.

Der Kapitän der Küstenwache gab sich einen Ruck. Er zog daran.

Im nächsten Moment lag eine Leiche vor ihm. Eine nackte Frauenleiche, die zuvor einen Bikini getragen hatte, und die nur durch einen Einstich in der Unterleibgegend verunziert war.

»Um Himmels willen«, stieß der Kapitän hervor. Er bückte sich und schaute unter die anderen beiden Bänke sowie unter den Bereich unterhalb des Armaturenbrettes.

Dann packte ihn das Grauen.

Er hatte Mabel Fountain, ihren Bruder Frank und Evalee Minette entdeckt. Sie sahen fürchterlich aus, aber am schlimmsten war Everildo Saldana zugerichtet worden. Sein Körper hing verkrampft unter dem Armaturenbrett, blutbesudelt, ohne Kopf.

Venice sah etwas Helles in einem der auf der rückwärtigen Sitzbank liegenden Fischkörbe leuchten. Er stürzte hin, hob den Korb hoch – und schrie gellend auf.

In dem Behälter lag der Kopf des Schnauzbärtigen.

***

Professor Zamorra und Nicole Duval hatten sich in einem Hotel einquartiert. Es lag nicht weit von dem Stadtteil Cenon entfernt, in dem Jules Bechet sein Atriumhaus hatte. Der Doktor der Geschichtswissenschaften hatte ihnen zwar seine Gastfreundschaft angeboten, aber Zamorra hatte dankend abgelehnt, weil er am Morgen zeitig aufstehen und sich um seine Recherchen kümmern wollte.

Das Hotel befand sich einige Kilometer vom Zentrum Bordeaux' entfernt. Nicole blickte kurz nach dem Erwachen aus dem Fenster, wunderte sich, daß der rote Fiat Dino nicht mehr vor dem Eingang stand, und ging kurz vor acht Uhr in den Frühstücksraum hinunter.

Sie war beim zweiten belegen Brötchen angelangt, als Zamorra auftauchte.

»Wo waren Sie, Chef?«

»Bei der Brigade Criminelle. Ich habe versucht, Panassiés Vorgesetzten von der Glaubwürdigkeit meiner Theorie zu überzeugen – sinnlos. Wir sind auf unser eigenes Fingerspitzengefühl angewiesen

und können nicht auf Unterstützung hoffen.« Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. »Inzwischen hat sich ein weiteres Verbrechen ereignet. Ich habe eben im Autoradio die Morgennachrichten gehört. Everildo Saldanas Leiche wurde vor zwei Stunden, also um sechs Uhr MEZ oder zwölf Uhr amerikanischer Zeit, enthauptet auf einem Kajütkreuzer in Florida entdeckt. Mit ihm starben ein anderer Mann und zwei Mädchen.« Er berichtete minuziös, was der Nachrichtensprecher mitgeteilt hatte. Im wesentlichen hatte man sich auf die Angaben eines gewissen Amos Venice, des Kapitäns eines Kutters der Küstenwacht, gestützt.

»Meine Güte!« stieß Nicole hervor. Sie rührte ihr Brötchen nicht an. »Wir müssen unbedingt Rosa und Micaela Saldana benachrichtigen. Aber wie?«

»Ich habe ein Telegramm an Bill Fleming aufgesetzt. Der Portier hat es telefonisch durchgegeben, bevor ich zu Ihnen kam. Everildo Saldana hatte eine Wohnung in New York, und ich kann bloß hoffen, daß wir über diesen Anhaltspunkt etwas Konkretes über die Schwester des armen Teufels herauskriegen.«

Bill Fleming war Zamorras Freund. Er arbeitete als Historiker und Naturwissenschaftler und lebte in New York. Auch der Professor war in der Millionenstadt aufgewachsen und hatte sein Apartment aus beruflichen Gründen trotz der Erbschaft von Château Montagne behalten. Er hatte also zwei Wohnsitze, was sich manchmal als großer Vorteil erwiesen hatte.

Eine Stunde verstrich, bevor sich Bill Fleming meldete. Es waren sechzig Minuten, die mit dumpfem Schweigen und nervtötendem Warten ausgefüllt waren. Zamorra und Nicole sprangen förmlich auf, als der Portier ein Telefongespräch ankündigte.

Sie drängten sich in die Fernsprechkabine neben der Rezeption.

Die Tür ließen sie offen, weil es sich zu zweit in dem engen Kabuff sonst nicht aushalten ließ.

»So viele Strafmandate habe ich mir während der Mittagsstunde noch nie eingehandelt«, tönte Bill Flemings Stimme im Hörer. Zamorra hielt die Muschel so, daß seine Sekretärin leidlich mithören konnte. »Ich bin wie ein geölter Blitz in die 56. Straße Ost gefegt und habe die Wohnung dank der Auskünfte gefunden, die mir eine Künstleragentur vermittelt hat. Ich stehe in dem Apartment des Hausmeisters. Everildo Saldana kam im Jahr drei- oder viermal für jeweils mehrere Wochen hierher.«

»Hast du den Hausmeister über die Schwestern ausgefragt, wie ich in dem Telegramm geschrieben habe?« wollte Zamorra wissen.

»Ja. Der Mann gibt an, Saldana habe gelegentlich über eine gewisse Micaela gesprochen. Einmal hat er ihm einen Briefumschlag gegeben, weil der Hausmeister Briefmarken sammelt. Moment, ich habe das

Kuvert zur Hand, die Adresse steht auf der Rückseite: Clichy, Rue Favager 433. Das ist alles.«

»Also wohnt Micaela Saldana in Paris.«

»Ich kenne die Rue Favager sogar«, sagte Nicole.

»Okay, Bill, wir besuchen die Dame umgehend. Über die andere – sie heißt Rosa – hat der Hausmeister keine Angaben machen können?«

»Keine«, entgegnete Fleming. »Vielleicht hat Micaela die nötigen Verbindungen. Sollte man wohl annehmen können. Sag mal, kannst du mir nicht mal die Hintergründe der scheußlichen Angelegenheit erläutern? Ich habe die Notiz über den vierfachen Mord in Florida zwar im Radio gehört, aber…«

»Bist du abkömmlich?« fragte Zamorra.

»Erst heute abend.«

»Dann buche für den übernächsten Jet der PanAm oder Air France, der von New York nach Paris fliegt. Wir können deine Hilfe gut gebrauchen. Ich berichte dir an Ort und Stelle über das, was wir bis jetzt herausbekommen haben.«

»Ein Mann, ein Wort«, gab Bill zurück. »Es wird nicht so schnell gehen, ich muß ja der Zeit hinterherfliegen. Treffe ich euch bei Micaela Saldana?«

»Falls nicht, hinterlassen wir eine Nachricht, wo wir zu finden sind«, sagte der Professor. Eine Sekunde später hängte er ein.

Nachdem sie die Hotelrechnung beglichen hatten, setzten sie sich in den Fiat Dino. Zamorra tankte am Stadtrand von Bordeaux. Sie hatten über 500 Kilometer Fahrt vor sich. Auf der Europastraße 3 kamen sie um diese Stunde nicht besonders zügig voran. Aber zwischen Poitiers und Tours waren wenigstens Teilstrecken der neuen Autobahn fertig. Hier drehte Zamorra richtig auf, brachte den italienischen Sportwagen auf über 180 Stundenkilometer Geschwindigkeit und riskierte ein dickes Strafmandat.

Kurz nach vierzehn Uhr rollten sie an Fontainebleau, kurze Zeit später am Internationalen Flughafen Orly vorüber. Am Quai du Pont du Jour fuhren sie über die Seinebrücke und genossen den herrlichen Ausblick auf den Bois de Bologne. Clichy rückte näher, und dank der Ortskenntnis von Nicole Duval erreichten sie die Rue Favager ohne Zeitverlust.

Zweistöckige Wohnhäuser säumten die wenig befahrene Straße.

Der Konstrukteur oder Architekt der zweifellos Anfang des 20. Jahrhunderts errichteten Gebäude hatte den mißglückten Versuch unternommen, die Fassaden durch Erker, Arabesken und säulengestützte kleine Vorbauten ihrer Eintönigkeit zu entreißen und ihnen den Anblick nachempfundener Patrizierhäuser zu geben. »Bahnhofskunst« wurde dieser Stil ironisch genannt.

Nummer 43 unterschied sich von den übrigen Häusern durch eine

glasverkleidete Veranda. Es machte einen tristen Eindruck. Zwei Namensschilder waren an der Pforte angebracht, aber nur ein Klingelknopf. Auf dem einen Schild stand »Mme. Genevieve La Menthe« zu lesen, auf dem darunter hängenden fanden sie Micaela Saldanas Namen.

»Ich fühle mich gar nicht wohl bei dem Gedanken, ihr die Todesnachricht überbringen zu müssen«, sagte Nicole leise.

»Überlassen Sie das mir«, versetzte Zamorra. Er schellte. Worauf eine in Blau gekleidete, etwas zu stark geschminkte Frau erschien.

Sie mußte etwa sechzig Jahre alt sein.

»Madame La Menthe?« erkundigte sich Zamorra.

»Sie wünschen?«

»Mein Name ist Professor Zamorra, das ist meine Sekretärin Nicole Duval. Wir hätten gern mit Madame Saldana gesprochen.«

Sie trat näher. »Sie haben wirklich Glück. Mademoiselle Micaela ist heute nachmittag ausnahmsweise zu Hause. Ich habe mich selbst gewundert, warum sie nicht ins Konsulat gefahren ist.«

»Sie arbeitet im Konsulat?«

»Im spanischen. Als Dolmetscherin. Treten Sie näher, ich zeige Ihnen den Weg. Mademoiselle Micaela bewohnt das ganze erste Stockwerk. Sie ist eine ruhige und ordentliche Mieterin.« Die Besitzerin des Hauses führte sie bis an einen separaten Nebeneingang. Dann zog sie sich diskret zurück.

Wieder ein Klingelzeichen – Schritte näherten sich der Tür.

»Ich kann mir den Grund für ihr Zuhausebleiben an fünf Fingern abzählen«, raunte Nicole. »Mein Gott, sie hat die Botschaft bereits erhalten.«

Die Tür wurde geöffnet. Die Frau, die sie aus weit aufgerissenen Augen musterte, hatte ein vielleicht nicht ganz von kleinen Fehlern freies, aber dennoch berückendes Äußeres. Ihr verweintes Gesicht war von langen schwarzen Haaren umrahmt.

Zamorra stellte Nicole vor und nannte seinen Namen. »Wir kommen wegen des Todes Ihres Bruders«, sagte er. »Wer hat Sie benachrichtigt, Mademoiselle?«

Sie preßte eine Hand vor den Mund und gab einen schluchzenden Laut von sich. »Ich hörte zufällig die Mittagsnachrichten. Später kam ein Angestellter der amerikanischen Botschaft, dann ein Mann von Interpol – was wollen Sie noch? Lassen Sie mich allein. Sie – Sie tun mir weh!«

»Verzeihen Sie«, murmelte Nicole.

»Ich weiß, wer der Mörder ist«, erklärte Zamorra. »So leid es mir tut, Ihnen in dieser Stunde etwas Derartiges klarzumachen: Sie schweben gleichsam in Lebensgefahr, Mademoiselle. Und Ihre Schwester Rosa auch. Wir müssen alles tun, um Sie beide zu schützen.«

»Warum erzählen Sie das mir und nicht der Polizei?«
»Weil man mir keinen Glauben schenkt.«
»Professor…!«
»Wir haben es mit einer parapsychologischen Erscheinung zu tun«, fügte Zamorra schnell hinzu. »Die Ermittlungsbehörden verfahren nach anderen Gedankenkategorien. Geben Sie mir wenigstens die Gelegenheit, Ihnen mein Wissen über den unheimlichen Raspani und seine fünfzehn Geistermatrosen darzulegen!«
»Raspani?« echote Micaela Saldana entsetzt.
»Was sagt Ihnen der Name?«
»Er verfluchte seinerzeit meinen Urgroßvater…«
»Und sämtliche Nachkommen.«
»Treten Sie näher«, stammelte sie. »Ich – Sie müssen entschuldigen, wenn ich Sie etwas schroff behandelt habe. Ich komme einfach nicht darüber hinweg. Everildo ließ selten von sich hören, aber ich liebte ihn, wie man einen Bruder nur lieben kann.« Sie schluchzte.
Jede Bewegung schien ihr schwerzufallen.
Langsam ging sie vor ihnen her, führte sie in einen dunklen Raum, in dem es nach Obst und kalter Asche roch. Ehe sie ihnen Platz anbot und sich selbst setzte, stieß sie eines der Fenster auf. »Ich war eine ausgesprochene Frohnatur«, sagte sie. »Doch als ich diese – diese entsetzliche Notiz durch Zufall hörte, glauben Sie mir, da stürzte für mich alles zusammen. Ich bin nicht verheiratet und habe keine Kinder. An meinen Geschwistern hänge ich sehr, verstehen Sie? Was soll ich bloß machen?«
»Sie werden lernen, über das Geschehene hinwegzukommen«, sagte der Professor behutsam. »Vor allen Dingen müssen Sie Ihre Überlegungen auf andere Punkte konzentrieren, Mademoiselle.«
»Nennen Sie mich Micaela, das schafft eine freundschaftlichere Atmosphäre.«
»Gern. Micaela, Sie können uns helfen.« Zamorra setzte ihr auseinander, was sich vor dem Mord an Everildo Saldana ereignet hatte.
Bei jedem Satz wurde ihr Blick starrer. Der Professor nannte bloße Fakten, einer Erläuterung bedurfte es nicht, denn sie verstand auch so.
»Wir müssen Rosa warnen«, meinte Zamorra zum Schluß.
»Ich habe mit ihr telefonisch gesprochen«, entgegnete die gutaussehende Schwarzhaarige. »Gleich, nachdem ich es erfahren habe. Sie wußte noch nichts davon und versprach mir, sich sofort hierher aufzumachen.«
Zamorra blickte entsetzt auf. »Wie? Mit dem Schiff?«
»Aber nein. Sie würde viel zuviel Zeit benötigen. Rosa lebt in Buenos Aires, wußten Sie das nicht?«
»Nein. Sie nimmt den Jet?«

»Sie müßte schon unterwegs sein. Wir können sie um zwanzig Uhr von Orly abholen.«

»Mir fällt ein Stein vom Herzen«, gab Zamorra zu.

Die Schwarzhaarige stand auf. »Ich begreife. Schiffe sind Gefahrenzonen für uns Saldanas. Alle Vorfahren und Verwandten, die bis jetzt – die bis heute ihr Leben lassen mußten, taten das auf unnatürliche Weise, und zwar jedesmal auf See.«

»Aber Ihre armen Eltern«, wandte Nicole ein, »entschuldigen Sie – sie wurden doch von Terroristen getötet, wenn mich nicht alles täuscht.«

»Man hatte sie auf ein gekapertes Schnellboot entführt«, erwiderte Micaela bitter. »Ihre Leichen wurden am Strand gefunden. Ob Sie es glauben oder nicht – von dem Schnellboot und der Handvoll politischer Abenteurer an Bord wurde nie eine Spur entdeckt. Die Polizei legte den Fall als ungeklärt zu den Akten. Ich bin jedoch überzeugt, daß das Schiff versenkt wurde. Professor, wir haben nie an der Erfüllung des Fluches gezweifelt. Nur hatten wir gehofft, daß die Rache Raspanis in der dritten Generation ein Ende haben würde. Ein verhängnisvoller Irrtum. Was kann ich tun, um Ihnen zu helfen?«

Zamorra ging bis zur Tür. Dort drehte er sich um. »Ich erkläre es Ihnen, wenn wir gegessen haben. Suchen wir ein gutes Restaurant auf. Ich weiß, daß Sie daran jetzt am allerwenigsten gedacht haben. Aber Sie müssen bei Kräften bleiben, Micaela – um Ihrer Widerstandskraft willen.«

***

Nachdem die Sonne als Glutball hinter dem Horizont verschwunden war, kroch die Dunkelheit wie ein großes schwarzes Tier über den Himmel. Die See war ruhig und vermittelte eine beschauliche Stimmung, die allerdings auf die Gestalt an der Brückenreling der »Estrella Negra« keinen Einfluß ausübte.

Raspanis Miene war finster. Steif stand er da, die schwarze Fetzenkleidung mit einem energischen Handgriff am Kragen umschlossen.

Seine Augen glitten rastlos hin und her. Den Mund hatte er verzerrt, und das gab seinem ohnehin schon widerwärtigen, an eine Mumie erinnernden Gesicht einen noch abscheulicheren Anblick.

»Zamorra«, kam es haßerfüllt über seine Lippen.

Er wandte sich um. Einer der Geistermatrosen stand im Ruderhaus. Sein Grinsen schürte Raspanis Zorn noch mehr. Der Kapitän des gigantischen Schiffes trat ans Steuerrad, holte mit der Faust aus und hieb sie gegen den Knochenschädel des Schrecklichen. Mit einem Aufschrei stürzte sein Untertan zu Boden. Das Krachen der Knochen wurde von dem Jammern des Burschen übertönt.

»Ich verlange, daß du dich mit Ernst deiner Aufgabe widmest,

Hundesohn«, brüllte Raspani. »Wie weit sind wir noch von der Küste entfernt?«

»In zwei Stunden sind wir am Ziel!«

»Das dauert mir zu lange. Nimm mehr Fahrt auf.«

»Ja, Herr.«

Der Geist stand stöhnend auf. Seine Stimme zitterte, als er sich über das Sprachrohr mit dem Maschinenraum in Verbindung setzte.

Nur Sekunden verstrichen, dann entlockten die Schauergestalten den längst toten Maschinen des Luxusdampfers jene undefinierbare Antriebskraft, die es aus den Fluten hob und über den Wasserspiegel hinwegfliegen ließ.

Raspani kehrte auf die Brücke zurück.

Seine wie Fischrogen aussehenden Kopfhaare stellten sich im Fahrtwind auf. Er nickte, stieß einen befriedigten Laut aus und machte sich an den Abstieg.

Sein Weg führte über das Sonnendeck auf das Promenadendeck hinunter. Raspani marschierte mit eckigen Bewegungen in den Musiksalon. Er stellte den Blasebalg für die Orgel an, hockte sich auf den Schemel und zog den größten Teil der Register.

Er begann sein Spiel mit einer Serie schlecht zusammenpassender Akkorde. Wenig später verlegte er sich auf eine ruhige Begleitung, ließ aber die rechte Krallenhand wie einen Derwisch über die schwarzen Tasten des unteren Manuals tanzen. Die Improvisation glitt auf irrsinnigen Bahnen dahin, die vom Höllenfürsten höchstpersönlich vorgeschrieben worden zu sein schienen.

Raspani blickte in den magischen Spiegel.

Wieder erschienen zunächst verschwommene, dann klare Umrisse. Der Geisterkapitän erblickte eine hübsche brünette Frau, deren Züge von Trauer gezeichnet waren. Raspani lachte wild auf.

»Rosa Saldana!« schrie er.

Rosa trug schwarze Kleidung. Selbst die gut geformten Beine, die schräg vor dem Polster des Flugzeugsitzes plaziert standen, waren von dunklen Nylonstrümpfen bedeckt. Die Frau hob die Hände und nahm eine Tasse Tee oder Kaffee entgegen, höchstwahrscheinlich von der Stewardeß, genau konnte Raspani es nicht sehen.

Das Bild wechselte.

Raspani stieß eine Reihe lästerlicher Flüche aus. Seine Füße verharrten plötzlich, und auch seine Finger verweilten auf den Tasten, ließen einen schrillen Orgelakkord ausklingen.

»Zur Hölle mit euch allen!« brüllte Raspani.

Er schaute auf einen runden Tisch, weiß gedeckt, mit Kerzen. Drei Menschen saßen beim Abendessen zusammen. Micaela Saldana unterhielt sich angeregt mit Professor Zamorra. Nicole Duval winkte jemandem zu, vielleicht dem Ober des Restaurants.

Raspani konnte jede ihrer Gesten überwachen, war jederzeit informiert darüber, wohin sie sich wandten und was sie unternahmen.

Nur konnte er ihre Worte nicht verstehen – für ihn waren seine Todfeinde stumm, sobald sie auf dem magischen Spiegel erschienen.

Und gerade das versetzte ihn in Wut. Denn er ahnte, daß es nötig war, die Verhaltensweise des schlanken dunkelhaarigen Mannes mit den markanten Zügen im voraus zu berechnen. Raspani fühlte sich von dem dumpfen Gefühl beschlichen, in dem Professor einen ebenbürtigen Gegner gefunden zu haben.

Er führte die Wahnsinnsmelodie fort. Doch das Bild blieb bestehen.

»Ich will, daß ihr auf das Meer hinausfahrt«, rief er, »dann habe ich euch. Worauf wartet ihr?«

Es machte ihn rasend, daß er ihnen nicht an Land folgen konnte.

Es gab nur ein Fleckchen Erde, das der Untote mit seinen fünfzehn Geistermatrosen betreten konnte. Aber dorthin würden die Schwestern Saldana und Zamorra niemals kommen. Nicht einmal in die Nähe würden sie fahren, denn sie wußten nichts von der Existenz des Versteckes. Raspani ärgerte dies aus triftigem Grund: Er mußte sie in seiner Nähe haben, um sie in seinen Bann zwingen zu können – wie damals die Besatzung des Marinekutters »Aragon«, wie Pravemann und seine Leute von der »Drachten«, wie Everildo Saldana und seine Freunde. Einmal in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, ließ er sie nicht mehr aus den Klauen.

Unvermittelt hielt er die Finger wieder steif. Er mußte sich gänzlich auf das Bild des magischen Spiegels konzentrieren. Zamorra hatte eine Bewegung zum Hals hin getan – warum?

»Näher«, schnaubte Raspani, »ich will ihn dicht vor mir sehen!«

Zamorras Gesicht und der Oberkörper rückten in Großaufnahme heran. Jetzt erkannte Raspani, daß der Professor etwas an einer schmalen Kette um den Hals trug. Ein Amulett. Vermutlich aus Silber, wie seinem eigentümlichen Blinken zu entnehmen war. Er zeigte das Amulett Micaela Saldana.

»Was ist das?« entfuhr es Raspani.

Er konnte den Anblick des Amuletts nicht ertragen. Es flößte ihm ein Gefühl ein, das er vor fünfundsiebzig Jahren mit auf den Grund der Biskaya genommen hatte und seither nicht mehr gekannt hatte.

Angst.

Raspani konnte sich dies nicht erklären. Er brach ab, schlug ein letztes Mal auf die Tasten. Die Orgel antwortete mit einem Mißklang. Fluchend stieß er den Schemel um und rannte aus dem Musiksalon. Er wollte seine unbändige Wut an den Geistermatrosen auslassen.

***

Zweiundzwanzig Uhr.

Zamorra befand sich in Begleitung zweier Frauen. Rosa Saldana hatten sie vom Flughafen Orly abgeholt. Die Brünette mit den gleichmäßigen Zügen hätte selbst mit den raffiniertesten Make-up-Mitteln ihre Ähnlichkeit mit Micaela nicht verdecken können. Sie war fünfunddreißig Jahre und damit vier Jahre älter als Micaela.

Ihre Ehe war geschieden. Ihr Gesicht trug nicht nur die winzigen Zeichen des aktuellen seelischen Leidens, sondern auch die Relikte einer schmerzlichen Vergangenheit. Dennoch war sie attraktiv, selbst noch im Trauerkleid.

Micaela saß neben Zamorra. Rosa hatte auf dem Rücksitz Platz genommen. Der Professor war von Orly direkt nach Château Montagne gefahren, wo er Nicole Duval zurückgelassen hatte. Sie sollte auf Bill Fleming warten. Für Fleming lag bei Madame Genevieve La Menthe in der Rue Favager 43 in Paris-Clichy eine kurze Nachricht.

Der Professor war aber beinahe froh, daß Nicole ihn nicht auf der Fahrt nach Bordeaux begleitete. Er war noch nicht sicher, was auf ihn zukam, und es bedeutete schon eine große Opferbereitschaft, daß die Schwestern so kompromißlos seinem Plan zugestimmt hatten. Sie riskierten dabei ihr Leben. Andererseits sah Zamorra keine bessere Möglichkeit als diese, die »Estrella Negra« und ihre grauenvolle Mannschaft aufzustöbern.

»Zeigen Sie mir bitte noch einmal das Amulett«, bat Rosa. Sie sprach Spanisch. Da sowohl ihre Schwester als auch der Professor es perfekt beherrschten, unterhielten sie sich fortan nur noch auf Spanisch.

Zamorra nestelte an der Halskette. »Machen Sie es bitte los, Rosa. Sie können es getrost in die Hände nehmen.«

Die Brünette öffnete den Verschluß. Nachdenklich schaute sie auf das silberne Amulett hinunter. In seiner Mitte befand sich ein Drudenfuß, kreisförmig darum angeordnet waren die zwölf Tierkreiszeichen. An der Außenseite wurde es von einem schmalen Silberband umgeben, dessen Zeichen und Hieroglyphen nicht zu entziffern waren.

»Ich habe den Talisman von meinem Onkel Louis de Montagne geerbt«, erläuterte Zamorra das, was er Micaela bereits im Restaurant erzählt hatte. »Genauer gesagt: Ich fand es im Kellergewölbe des Château Montagne, das er mir testamentarisch vermachte. Mit Hilfe des Amuletts besiegte und vernichtete ich die Dämonen des Schlosses, so unwahrscheinlich das für Sie klingen mag.«

»Für mich nicht«, gab Rosa verhalten zurück, »ich habe wie Micaela geahnt, daß es übersinnliche Mächte gibt, die uns wie anderen Menschen Verdammnis bringen.«

»Das silberne Amulett ist das einzige Mittel, das ich gegen Geister und Dämonen erfolgreich in Anwendung bringen kann. Seine Kraft und sein Wert haben mir eine Verpflichtung übertragen, der ich mich nicht entziehen will und darf. Jetzt verstehen Sie, warum ich mich

derart in dem Fall des Geisterschiffes engagiert habe. Es hängt davon ab, wie groß Raspanis magische Macht ist und wie geschickt wir vorgehen, um den Sieg erringen zu können.«

Micaela ließ ihren Kopf so heftig herumzucken, daß die langen schwarzen Haare wirbelten. »Wir vertrauen Ihnen, Professor. Sonst wären wir nicht mit Ihnen gefahren.«

»Ich danke Ihnen«, erwiderte er. »Das Amulett hat bisher sämtliche Bewährungsproben überstanden, und ich habe allen Grund, auf seine Kraft zu bauen. Nur räume ich stets die zu zehn Prozent bestehende Möglichkeit ein, daß es eines Tages auch einmal scheitern könnte. Bedenken Sie, daß Raspani 15 Geistermatrosen an seiner Seite hat. Und nicht jedes Gespensterwesen reagiert in der gleichen Weise auf den Talisman. Erschrecken sie sich sofort, haben wir gewonnen, wenn nicht…«

»Ich habe keine Angst«, sagte Micaela.

»Ich auch nicht«, bekundete ihre Schwester. »Professor, Sie glauben also fest daran, daß Micaela und ich Lockvogel genug für Raspani sind, daß er in dieser Nacht zuschlagen will?«

»Ganz gewiß.«

»Hoffen wir's. Ich möchte diesem Ungeheuer endlich von Gesicht zu Gesicht gegenüberstehen.« Rosa Saldana preßte die Lippen zu einem Strich zusammen und ballte die Hände.

Gegen Mitternacht gelangten sie in Arcachon an. In der Schiffsvermietung hielt ein junger Mann Nachtwache. Es war nicht der gleiche, bei dem Zamorra die Anzahlung hinterlassen hatte, aber er brauchte ihm nur seinen Personalausweis vorzulegen. Der junge Mann hatte eine Eintragung, in der Zamorras Name ausdrücklich vermerkt war. Daher war es für den Professor und die Schwestern nicht mit Problemen verbunden, sofort an Bord der großen Motorjacht »Quimper« gehen zu können.

Zamorra warf die Maschinen an. Er lauschte ihrem Tucktuck und spürte im Cockpit den wohlbekannten Sog, mit dem sich das ablegende Schiff gegen das einzige Tau wehrte, das es noch am Kai festhielt. Der junge Mann von der Vermietung machte es los und warf es über die Reling hinweg auf das Achterdeck.

Rosa und Micaela Saldana zogen sich in die Kajüte zurück. Die Oktobernächte an der südfranzösischen Atlantikküste waren ziemlich rauh. Die Frauen waren froh, daß sie in den Wandschränken Pullover und Windjacken aufstöberten, die sie sich überziehen konnten, wenn sie an Deck gehen mußten.

Zamorra bugsierte die Jacht aus dem Hafenbecken. Anschließend stellte er die automatische Steuerung ein. Die »Quimper« glitt mit steiler Bugwelle in Richtung West-Südwest voran. Der Professor kontrollierte die Positionslichter. Dann stieg er ebenfalls in die Kajüte

hinab und schaltete die Funkanlage ein.

Er gab der Station der Küstenwacht ihre Position durch. Dies war eine reine Vorsichtsmaßnahme, die Zamorra innerhalb der nächsten beiden Stunden vier- oder fünfmal wiederholte. Er wurde das unbestimmte Gefühl nicht los, daß ihm die kurzen Funksprüche irgendwann von Nutzen sein würden. Er wußte zwar nicht, in welcher Weise, denn die Küstenwacht oder die Polizei würden ihm bei der nahenden Auseinandersetzung mit den Geistern bestimmt nicht helfen. Aber er hatte eine Art sechsten Sinn für Dinge wie diese entwickelt.

»Wir werden sehen«, lächelte er, als er erneut vom Cockpit in die Kajüte herunterkam. »Wir befinden uns bereits mitten in der Biskaya. Bis jetzt ist uns kein Schiff begegnet. Ich schätze aber, daß es nicht mehr lange dauern wird. Macht Ihnen der Seegang etwas aus?«

»Nein«, antwortete Rosa.

»Ich habe ein etwas flaues Gefühl im Magen«, sagte Micaela. »Ist das jetzt ein Orkan?«

Zamorra schüttelte den Kopf. »Nur einer der normalen Herbststürme. Wir haben etwa Windstärke 6. Ich schlage ihnen vor, mit ins Cockpit zu kommen. Dort oben spürt man das Schlingern nicht so stark.«

Micaela Saldana nickte tapfer. Eine halbe Minute später stand sie neben dem Professor am Ruder und blickte durch die Windschutzscheibe auf die brausende See hinaus. Etwas später kam auch Rosa zu ihnen. Die beiden Frauen mußten sich an der Reling festhalten, um nicht durch das Schwanken der »Quimper« aus dem Gleichgewicht gebracht zu werden.

»Wie spät ist es?« erkundigte sich Micaela. Sie mußte schreien, um sich gegen das stärker werdende Heulen des Windes verständlich machen zu können.

»Zwei Uhr«, rief Zamorra.

»Glauben Sie noch, daß wir Erfolg haben werden?«

»Nach wie vor ist alles möglich. Lassen Sie uns bis tief in die Biskaya vordringen. Erst dann läßt sich etwas Genaueres sagen.«

Der Professor suchte mit einem Nachtglas die aufgepeitschten Fluten ab. Dies war die einzige Art, in der Umgebung etwas erkennen zu können. Der Himmel hatte sich durch die treibenden Wolken tintenschwarz gefärbt. Verschwunden war der Mond, der bei ihrer Abfahrt aus Arcachon fahles Licht ausgestreut hatte.

Plötzlich stieß Zamorra einen Ruf aus.

»Wir erhalten Besuch. Ein hell erleuchtetes Schiff nähert sich von Westen. Und wenn mich nicht alles täuscht, handelt es sich um einen außergewöhnlich großen Passagierdampfer!«

»Die ›Estrella Negra‹?«

»Schauen Sie selbst, Micaela!«

Die schwarzhaarige Frau setzte das Glas an die Augen. Was sie

erblickte, jagte ihr einen eiskalten Schauer über den Rücken. Die Lichter des fremden Schiffes rückten schnell näher. Zunächst hielt sie es für eine optische Täuschung – aber dann vergewisserte sie sich, daß der Dampfer nicht schwamm und mit den Wellen kämpfte wie die »Quimper«, sondern sich ausgesprochen ruhig bewegte. Über dem Wasser!

»Er fliegt«, stammelte sie.

»Ich hätte das auch gern gesehen«, meinte Rosa. Sie nahm ihrer Schwester das Fernglas ab, blieb aber unbeirrt, nachdem sie einen Blick auf das Phänomen geworfen hatte. »Wir haben doch nichts anderes erwartet, oder? Also schön, Micaela, bewahren wir die Ruhe. Es gäbe nichts Schlimmeres, als in den nächsten Augenblicken die Fassung zu verlieren, verstehst du?«

»Natürlich«, versicherte die Schwarzhaarige.

Zamorra tastete unwillkürlich mit den Fingern nach dem silbernen Amulett. Mittlerweile benötigte er kein Nachtglas mehr, um das Schiff auszumachen. Es hatte sich nun so weit herangeschoben, daß er es mit bloßen Augen erkennen konnte. Die »Estrella Negra«! Ein verrotteter Kahn mit Löchern in der Bordwand, wie sich bei näherem Beobachten herausstellte. Zamorra hütete sich, daraus voreilige Rückschlüsse auf die Beschaffenheit der Geistermannschaft zu schließen. Im Bereich der Zauberei und Schwarzen Magie war Verfall oftmals gleichbedeutend mit dem höchsten Maß an Scheußlichkeit und Verdruß.

»Sie zeigen sich«, rief er den Schwestern zu.

»Himmel, steh mir bei«, jammerte Micaela und bewies damit, daß sie wohl aus einem weicheren Holz geschnitzt war als ihre ältere Schwester. Rosa gab jedenfalls keinen Laut des Entsetzens von sich.

Sie beschränkte sich darauf, die Schwarzhaarige am Arm festzuhalten und auf sie einzureden.

Die Geister waren an der Reling der »Estrella Negra« aufgetaucht.

Zamorra benutzte jetzt doch wieder das Nachtglas, um sich ein genaues Bild von dem Gegner machen zu können. Überdeutlich zeichneten sich die von der Bordbeleuchtung erhellten Schauergestalten vor seinen Augen ab. Ja, es waren fünfzehn Geister, die dort tanzten und ihre Säbel schwangen, Knochengestalten mit von Fäulnis zerfressenen Gesichtern und bloßgelegten Zähnen, Horrorerscheinungen, deren Fetzenkleidung und glühende Augen den Ausdruck des Unheimlichen bis ins Unendliche verstärkten.

Zamorra fragte sich, welcher Geist Raspani sein mochte.

»Professor!« schrie Micaela. »Schauen Sie doch! Auf der Kommandobrücke!«

Zamorra nahm das Glas höher.

Die gesamte schaurige Wirkung des Burschen vor dem Ruderraum ging von seinem bleichen und eingefallenen Gesicht aus. Er hatte

mehr Fleisch auf den Wangenknochen als die fünfzehn Geistermatrosen, aber das ließ ihn eher noch abstoßender erscheinen.

Die Physiognomie wirkte gläsern, transparent – es waren die typischen Merkmale des Untoten. Zamorra bemerkte mit einem Frösteln die an Fischrogen erinnernden Haare, den armdürren Halsansatz, die Krallenhände, die unter der schwarzen Kleidung hervorragten.

»Raspani«, formten seine Lippen den Namen des Gegners. Zamorra entging nicht, wie der Kapitän der »Estrella Negra« den Mund zu einem hämischen Lachen öffnete.

»Professor, so tun Sie doch etwas«, drängte Micaela.

»Ruhig, sie sind noch eine Viertelmeile entfernt«, gab Rosa gereizt zurück. Offensichtlich bereute sie, die jüngere Schwester mitgenommen zu haben. Während der nächsten Sekunden gab sie sich alle Mühe, Micaela in die Kajüte zurückzubringen. Doch die Schwarzhaarige wehrte sich.

Zamorra betrachtete die auf dem Vorderdeck umherhüpfenden Gespenster. Ihre Säbel blitzten im Licht – Waffen, die in fünfundsiebzig Jahren nicht vom Salzwasser oder der jodhaltigen Meeresluft vernichtet worden waren und erwiesenermaßen über fürchterlich scharfe Schneiden verfügten.

Wieder vollführte er einen Schwenk mit der Optik.

Der Schwarzgekleidete war von der Brücke verschwunden.

Kurz darauf ertönte Orgelmusik. Zamorra erinnerte sich daran, daß Joop Pravemann vor dem Untergang der »Drachten« ebenfalls von diesen eigenartigen Klängen berichtet hatte.

»Sie sind der Auftakt zum Verderben«, murmelte Zamorra.

Unter der Orgelmusik gebärdeten sich die Geister noch wilder. Sie überschlugen sich fast vor Dreistigkeit. Manchmal stießen sie schrille Schreie aus und drohten mit den Fäusten zur »Quimper« hinüber.

Inzwischen betrug die Distanz wischen den beiden so unterschiedlichen Schiffen nur noch drei- bis vierhundert Meter.

»Wenn ich es nicht selbst gesehen hätte, hätte ich Ihren Bericht in manchen Punkten doch für Übertreibung gehalten«, gab Rosa zu, als sie so dicht neben Zamorra war, daß sie ihren Mund an sein Ohr bringen konnte. »Was tun Sie nun, Professor? Wollen Sie warten, bis die verdammten Biester zu uns an Deck kommen?«

»Es ist die einzige Möglichkeit.«

»Ich drücke Ihnen die Daumen.«

»Erstaunlich, wie ruhig Sie sind.«

»Eine reine Haßreaktion. Ich kann es nicht erwarten, diese Scheusale vernichtet vor uns zu sehen!«

»Sie sollten Micaela lieber in die Kajüte bringen, Rosa.«

»Nein«, schrie die Schwarzhaarige. »Ich will es auch miterleben, wie

sie krepieren!«

Zamorra zuckte mit den Schultern. Im Grunde waren die Schwestern unter Deck nicht sicherer als im Cockpit. Seine Erfahrung sagte ihm: Die Geister konnten bestimmt durch Wände gehen und über das Wasser laufen. Nach allem Dafürhalten war es also sogar besser, wenn die Frauen bei ihm blieben. So konnte er sie wenigstens schützen, soweit das in seinen Kräften stand.

Die »Estrella Negra« flog höher. Sie schwebte etwa fünf Meter über den Wogenkämmen. Bald befand sie sich auf gleicher Höhe mit der großen Motorjacht, drehte bei und steuerte von Backbord auf Zamorra und die Saldana-Schwestern zu. Es war erdrückend, diesen gewaltigen Bug größer und größer wachsen sehen zu müssen.

Der Professor bedeutete Rosa und Micaela, sich wie er flach auf den Boden zu legen. Auf diese Weise bereiteten sie sich auf den Angriff des Passagierdampfers vor. Falls Raspani das Cockpit abrasieren oder die Jacht mit dem Kiel gar teilen wollte, liefen sie jedenfalls nicht Gefahr, sofort zerquetscht zu werden.

Wüster dröhnten die Harmonien der Orgel auf dem Geisterschiff.

Zamorra spürte, daß es innerhalb der nächsten Sekunden zur Eskalation kommen mußte. Er zweifelte nicht daran, in Raspani einen hartnäckigen Gegner gefunden zu haben. Anders mußte es sich jedoch mit den fünfzehn Gespenstermatrosen verhalten. Sie waren Untertanen des Kapitäns und demzufolge auch leichter mit dem Amulett zu überwältigen.

Zamorra nahm den Talisman ab.

Er hielt es für besser, sich die Halskette um die rechte Hand zu schlingen und den Talisman zwischen Daumen und Zeigefinger zu halten. Bei seiner Attacke kam es darauf an, das Amulett so nahe wie möglich vor die Gestalten der Scheusale zu bringen, es ihnen am besten auf die Knochenschädel zu pressen, um sie zu Staub und Asche zerfallen zu lassen…

»Sie kommen!« kreischte Micaela Saldana.

Tatsächlich, die Knochenmänner schwangen sich hoch über ihnen über die Bordwand. Die »Estrella Negra« hatte noch einmal ein Manöver vollführt und stand nun förmlich über der »Quimper«. Obwohl die Jacht mit 22 Knoten Geschwindigkeit durch die aufgewühlte See stampfte, hatte es den Anschein, als hafte der unheimliche Passagierdampfer an ihr, durch unsichtbare Taue verbunden.

Und die Geister schwebten durch die Luft auf das Cockpit herunter, brüllten und fluchten, zeterten und lachten häßlich. Was sich da über die beiden Frauen und den Professor hermachen wollte, ließ sich nicht mit menschlichen Maßstäben messen, denn es war eine direkte Ausgeburt der Hölle. Von allen Seiten rückten die scheußlichen

Gestalten auf sie zu. Fauliger Gestank breitete sich aus.
Zamorra richtete sich blitzschnell auf.
»Zurück!« schrie er. Er nahm das Amulett hoch und hielt es ihnen entgegen.
Zwei, drei Geistermatrosen blieben stehen und klappten die widerwärtigen Münder auf. Aber die übrigen schlossen einen Kreis um Zamorra und die Saldana-Schwestern, hoben die Säbel…
Zamorra drehte sich um die eigene Achse. Dadurch bewirkte er, daß die magische Kraft des Talismans den gesamten Bereich des Cockpits bestrich. Es war, als habe eine imaginäre Faust die Gespenster auf der Stelle festgenagelt. Sie vermochten nicht mehr, sich vorwärts zu bewegen oder ihre entsetzlichen Waffen gegen die Gegner zu erheben.
»Nieder mit euch!« rief Zamorra.
Er sprang auf den am nächsten stehenden Geist zu. Er packte ihn, preßte ihm das Amulett gegen die Knochenstirn und stieß eine Beschwörungsformel aus. Plötzlich geschah etwas Seltsames mit der Schauergestalt: Blut floß aus den Augen. Das Monstrum riß die Kieferknochen zu einem lautlosen Schrei auseinander. Gleich darauf löste sich die Substanz seiner Gliedmaßen unter Zamorras Griff auf, zerbröckelte, verwandelte sich in Pulver oder Staub und rieselte auf die Planken nieder.
Die übrigen vierzehn kreischten auf. Sie wollten sich fluchtartig zurückziehen.
Der Professor bekam dank gedankenschnellen Eingreifens noch einen zu fassen. Er zwang ihn in die Knie und drückte ihm das Amulett gegen den Nacken.
»Ja!« schrie Micaela. »Geben Sie's ihnen, Professor, bravo!«
»Still doch!« Rosa Saldana hielt sie zurück.
Die Orgelmusik veränderte sich. Eine Serie von grellen Mißakkorden malträtierte ihre Ohren. Dann hörte die Gruselmusik völlig auf – eine Gestalt schwebte über die Reling der »Estrella Negra« hinweg und zuckte auf die fliehenden Geister herab.
Raspani!
Er wollte seine Untertanen aufhalten.
»Zurück mir dir, woher du gekommen bist!« begleiteten Zamorras Worte die Wirkung des silbernen Amuletts. Schon zeigte sich von neuem, welche Macht in dem Talisman steckte. Die zweite Knochengestalt zerrieb unter seinen Fingern, nachdem das Blut aus den Augenkammern gequollen war. Zurück blieben nur ein Haufen weißer Späne und eine übel riechende Dunstwolke.
Raspani hatte seine restlichen Geister zurückkommandieren können. Jetzt huschten sie wieder auf die Motorjacht zu. Unter dem Druck der Satansmacht und unter dem wütenden Gebrüll Raspanis zückten sie ihre Säbel.

»Der Himmel steh uns bei!« rief Rosa Saldana.

Zamorra streckte die Hand mit dem Amulett aus. Er wußte, daß er die Feuerprobe vor sich hatte. Nur, wenn er alle Konzentration und Härte aufbrachte, die ihm gegeben war, konnte er das magische Vermögen des Schwarzgekleideten zerbrechen. »Wagt euch nicht näher heran«, schrie er und behielt das Gespensterrudel über den Rand des Amuletts hinweg wie durch ein Visier im Auge.

Sie schwärmten aus.

»Schlagt sie tot!« fauchte Raspani. »Spießt sie auf, hackt ihnen die Köpfe ab. Ich will dieses Gewürm nicht mehr sehen!«

Die Knochengestalten stießen ein nervenzerfetzendes Geheul an.

Doch Zamorra ließ sich davon nicht beeindrucken. Noch einmal veranstaltete er die Drehung um die Körperachse. Er verfolgte beruhigt, wie der Flug der Geister langsamer wurde, wie sie schließlich auf den Planken vor ihm und den Frauen standen und einfach nicht weiter konnten.

Zamorra ging auf ein Gespenst zu.

»Macht ihn doch fertig!« geiferte Raspani.

Die dreizehn Schauermatrosen fühlten sich zwischen seinen Befehlen und der vernichtenden Kraft des Amuletts gemartert. Sie hatten höllische Angst vor Raspanis Wut – aber der Einfluß von Zamorras Talisman war größer.

Der Kapitän des Geisterschiffes brachte seinen Körper bis dicht hinter die Gespenster. Seine Füße berührten den Boden des Cockpits. Immer noch gab er sich alle Mühe, den Bann des silbernen Anhängers zu brechen.

»Also gut, ich stecke zurück«, redete er auf sie ein. »Nehmt ihn aber wenigstens gefangen. Ihn und die Weiber, habt ihr gehört? Ja, es ist sogar besser, wenn wir sie einige Zeit leiden lassen. Sie sind die letzten, die vor der Erfüllung meines Racheschwurs stehen. Warum sollten wir uns nicht ein bißchen Spaß mit ihnen erlauben?«

Er lachte meckernd. »Ziert euch nicht so, meine Guten. Ich werde euch fürstlich belohnen. Nur laßt mich nicht im Stich, hört ihr?«

»Vade retro, Satanas!« sprach Zamorra die lateinische Beschwörungsformel aus. Er hob das Amulett, so daß es auf den Herrn der Geistermatrosen wies.

»Verflucht sollst du sein«, röhrte der Untote.

Da sprang Micaela Saldana auf. Rosa konnte sie nicht zurückhalten. Die jüngere der beiden Frauen stürzte auf Raspani zu und überschüttete ihn mit Schimpfworten. »Gib es auf, Unhold, du hast genug Blut fließen sehen!« schrie sie. Sie war außer sich vor Zorn und Haß. »Ich kratze dir die Augen aus, wenn du dem Amulett nicht gehorchst!«

Damit warf sie sich ihm entgegen und spreizte die hochgestreckten

Finger.
Raspani lachte und bückte sich.
Einer der Geister trat der Schwarzhaarigen blitzschnell gegen ein Schienbein. Sie kreischte auf, geriet aus der Balance und prallte gegen Zamorra. Micaela krallte sich so an ihm fest, daß auch er das Gleichgewicht verlor. Der Professor strauchelte. Dann fiel er mitten zwischen die Knochengestalten.
Raspanis Knochenfinger verkrampften sich um sein Handgelenk.
Der Kerl entriß ihm das Amulett! Zamorra schüttelte Micaelas Körper ab und krümmte sich, um dem Herrn der Geistermatrosen einen Tritt zu versetzen.
Zu spät.
Raspani hatte den Talisman!
Mit gemeinem Grinsen schleuderte er ihn über Bord. Zamorra glaubte, sein Herzschlag würde aussetzen, als er das sah. Es war aus. Ohne das Amulett war er allen anderen Menschen gleichgestellt, war schwach und hilflos gegenüber den Mächten der Finsternis. Jetzt mußte er sich gefallen lassen, daß die Knochenmänner ihn umringten und mit ihren Säbeln auf ihn einhieben. Er hörte noch die Schreie der Saldana-Schwestern. Danach traf ihr ein Schlag gegen den Hinterkopf. Zamorra wurde von einem schäumenden Strudel mitgerissen, in einen schwarzen Trichter, dessen Kern im einem bodenlosen Nichts lag, im absolut neutralen Bereich des menschlichen Bewußtseins…

***

Etwa zur selben Zeit traf Bill Fleming im Loiretal ein. Die Scheinwerfer seines Mietwagens, eines dunkelblauen Peugeot Coupé, erfaßten die geduckten Häuser, die dem Verlauf des Flusses folgten.
Auf der anderen Seite der Loire waren gegen das schale Mondlicht die Umrisse von Château Montagne zu erkennen. Zinnen und Türme zeichneten sich wie Klötze ab. Von der Hauptstraße des Dorfes führten langgezogene Serpentinen zum Schloß hinauf. Fleming schaltete in den zweiten Gang hinunter, nicht wegen der Kurven, sondern wegen der schmalen und mit Schlaglöchern übersäten und durch zahlreiche Reparaturen scheckigen Piste!
Der Peugeot rollte über die Zugbrücke. Das Fallgitter, wie üblich hochgezogen, ließ den Amerikaner durch. Im Innenhof stieg er aus und beeilte sich, zur Eingangstür der Schloßhalle hinaufzulaufen und den Klopfer zu betätigen.
Es war nicht der Butler, der ihm öffnete. Vielmehr tauchte Nicoles Kopf im Türspalt auf. Zamorras hübsche Sekretärin hatte ein weißes Gesicht und eine zerwühlte Jeanned’Arc-Frisur, ein Zeichen, daß sie nicht geschlafen hatte. In der Tat hatte sie sich mit verrückten Gedanken herumgeschlagen.

»Bill, ich dachte schon, Sie kommen nicht mehr«, begrüßte sie den jungen Wissenschaftler.

»Kunststück. Ich habe eure Nachricht von Madame La Menthe erhalten. Aber dazu mußte ich erst einmal Clichy und die Rue Favager finden. Wo steckt eigentlich Zamorra?« Fleming schickte einen Blick in die Runde, stellte fest, daß sich das Château seit seinem letzten Besuch auch innen nicht verändert hatte, und bot Nicole Duval eine Zigarette an.

»Er ist fort.«

»Allein?«

»Mit den Schwestern Saldana. Rosa ist per Flugzeug aus Argentinien eingetroffen. Die drei haben sich in den Kopf gesetzt, dem unheimlichen Raspani das Handwerk zu legen.« Sie bemerkte Bills verwunderten Gesichtsausdruck. Rasch erklärte sie ihm, was der Professor durch seine Ermittlungen herausbekommen hatte.

»Ein Geisterschiff? Aber das ist doch hergeholt«, winkte Fleming ab. Genau wie Nicole versuchte er immer wieder, Zamorras geheimnisvolle Fälle durch reine Logik zu erklären. »Die beiden Ladys und ihr Beschützer werden sich nur einen deftigen Schnupfen holen, fürchte ich.«

»Ich weiß nicht…«

»Fangen Sie jetzt auch schon mit der Spinnerei an?«

»Quatsch, ich bin nach wie vor überzeugt, daß die Geschichte ihre ganz nüchterne Begründung hat. Aber das ändert doch nichts an der Tatsache, daß mittlerweile vierzehn Menschen binnen 30 Stunden auf schaurige Weise umgebracht worden sind. Bill, ich finde, wir sind es dem Chef schuldig, daß wir ihm nachfahren.«

»Und weiter?«

»Wir müssen ihm bis in die Biskaya folgen, um einspringen zu können, falls er angegriffen wird. Er wollte mich nicht dabeihaben. Aber daß ich mir Sorgen mache, kann er nicht verhindern.« Nicole stieß energisch den Zigarettenrauch aus. »Waffen gibt es auf Château Montagne genug. Ich schlage vor, wir nehmen zwei Pistolen und zwei Gewehre.«

»Aber…«

»Wollen Sie kneifen?«

»Ach was, Nicole. Fahren wir. Alles Weitere können Sie mir unterwegs erzählen.«

So kam es, daß sie um kurz nach vier Uhr Bordeaux erreichten und eine halbe Stunde darauf in Arcachon eintrafen. Drohende Gewitterwolken hatten sich über dem Städtchen an der Atlantikküste zusammengezogen. Es gab keinen Menschen, der um diese Zeit auf den Straßen oder im Hafen unterwegs war. Der einzige, der berufshalber auf den Beinen sein mußte, war der junge Mann von der

Schiffsvermietung.

Nicole erklärte ihm, daß sie Zamorra suche.

»Meinetwegen«, erwiderte der junge Mann, »mir ist bekannt, daß Sie vorgestern mit dem Monsieur zusammen schon einmal hinausgefahren sind. Sie wissen, wie die ›Quimper‹ aussieht, und ich will Ihnen auch gern den zweitbesten Kahn geben, den wir haben. Bloß – wie wollen Sie ihn finden, wenn Sie seine Position nicht haben?«

»Lassen Sie das unsere Sorge sein«, gab Nicole keck zurück.

»Moment«, wandte Bill Fleming ein. »Er hat recht. Ohne eine zumindest ungefähre Positionsangabe können wir tagelang auf dem Meer umherirren, ohne auch nur den Schatten des Professors auszumachen. Sagen Sie, wie können wir in der Richtung etwas herauskriegen?« Der letzte Satz war an den jungen Mann gerichtet.

»Hm, das ist schwierig. Mir hat er nichts gesagt.«

»Haben Sie ein Funkgerät?«

»Erraten. Aber ich habe da wenig Hoffnung…«

Fleming verlieh seinem Wunsch mit einer Zehndollarnote Nachdruck. »Tun Sie mir den Gefallen. Lassen Sie einen Ruf an die ›Quimper‹ los.«

Der junge Mann steckte den Schein ein, bat sie in sein einfaches Büro und klemmte sich an den Funkapparat. Er probierte die Frequenz der Motorjacht und noch einige andere Wellenbereiche aus, auf denen Zamorra eventuell zu erreichen war – vergebens. Die »Quimper« meldete sich nicht.

»Habe ich ja gesagt«, meinte der Franzose. »Sie warten am besten, bis er zurückkehrt.«

»Auf keinen Fall«, versetzte Nicole.

»Probieren Sie es mal bei der Küstenwacht«, schlug Bill vor.

»Da habe ich auch wenig Hoffnung.«

»Schön und gut, aber eine Anfrage kostet doch nichts.«

»Hm, also gut, einverstanden«, brummte der junge Mann und schielte vergebens nach Bill Flemings rechter Hand, die zuvor den Zehndollarschein mit faszinierender Geschicklichkeit aus der Innentasche des Jacketts gefischt hatte.

Die Station der Küstenwacht war mit einem Funker besetzt, der ein ausgesprochen lautes Organ hatte. Der junge Mann mußte den Lautsprecher leiser schalten. Erst danach wurden die Worte verständlich.

»Von der ›Quimper‹ sind wir sechsmal angerufen worden«, verkündete der Beamte leidenschaftslos. »Natürlich war es jedesmal eine andere Position, aber ihr könnt sie euch meinetwegen alle aufschreiben. Ich diktiere…«

Bill tippte den Franzosen an. »Wir brauchen nur die letzte.«

»Also bitte: 14-45 Nord, 8-0-3-0 West.«

»Danke.«

Wenige Minuten später kletterten sie an Bord einer Jacht, die der »Quimper« außer einigen Bruttoregistertonnen und Pferdestärken nur darin nachstand, daß sie über keine Taucherausrüstung verfügte. Bill Fleming blätterte dem Jungen Mann eine ansehnliche Anzahlung in die Hände. Dann startete er die Maschinen, verfolgte das Ablegemanöver vom Ruder aus und ließ die Jacht vom Kai in die Mitte des Hafenbeckens dümpeln.

Fünf Uhr.

Nicole Duval kam zu ihm ins Cockpit und schaute zu dem Leuchtfeuer von Cap Ferrat hinüber. »Was halten Sie vom Wetter, Bill?«

»Wenn es sich nicht verschlechtert, können wir unbesorgt reisen«, erwiderte der Historiker. Er hatte einige Erfahrung im Umgang mit Schiffen. Das balkenlose Element faszinierte ihn fast so wie seinen Freund Zamorra, segeln und Motorboot fahren gehörten zu seinen Hobbys.

Sie stießen nach West-Südwest vor.

Die Gewitterwolken bewegten sie landeinwärts. Aber noch fünf bis sechs Meilen von der Küste entfernt folgte das Donnergrollen jedesmal unmittelbar auf das Zucken des Blitzes. Die Sekretärin des Professors beobachtete argwöhnisch die Wolkenballung und die elektrischen Entladungsvorgänge. Sehr geheuer war ihr die Sache nicht.

Gegen sieben Uhr hatte sich ihre Stimmung etwas gebessert. Die Wolkenberge hatten sich verzogen, der Morgen graute. Träge verzogen sich die Schatten der Dämmerung, um den ersten Sonnenstrahlen Platz zu machen.

»14-45 Nord, 8-0-3-0 West«, sagte Bill. »Wir sind fast da, Nicole.«

»Und von der ›Quimper‹ keine Spur.«

»Nach der letzten Positionsmeldung kann Zamorra selbstverständlich noch etliche Meilen weitergefahren sein.«

Nicole Duval suchte den Horizont mit dem Fernglas ab. Plötzlich straffte sie ihr Körper. »Bill, ich sehe was. Etwas sehr Schnittiges, Schneeweißes.«

***

Professor Zamorra öffnete die Augen. Zunächst fiel es ihm schwer, das Erinnerungsvermögen in Funktion zu setzen und zu rekapitulieren, was geschehen war. Seine Gedanken wurden von dem Anblick eines grauenvollen Totenschädels gehemmt.

Die leeren Augenhöhlen des Schädels schienen ihn anzustarren, die lückenhaften Zahnreihen grinsten schadenfroh. Zamorra fiel auf, daß das bleichende Knochengebilde über ein gebrochenes Nasenbein verfügte, daß auch der Unterkiefer beschädigt war – er mußte sich zurückziehen, um einen größeren Blickwinkel zu bekommen.

Bei seinem Erwachen hatte sich der Schädel ungefähr zwanzig Zentimeter von seinem Gesicht entfernt befunden.

Zamorra erstarrte.

Zu dem Totenkopf gehörte ein vollständiges, guterhaltenes Skelett. Es lag eigenartig verrenkt vor ihm. Aber nicht das war es, was den Professor zu einem fassungslos geflüsterten »mein Gott« veranlaßte.

Das Skelett machte nur einen Teil der Ansammlung von Gebeinen aus, auf denen er lag. Ja, unter ihm, neben ihm, bis zu den meterweit entfernten Erdwänden war der Boden mit Knochen bedeckt, die sich bei jeder Bewegung Zamorras klappernd bewegten. Es waren nicht nur menschliche, sondern auch Tierskelette, aber das änderte nichts an ihrer Scheußlichkeit und ihrem Gestank.

Er schaute nach oben.

Über ihm zeichnete sich eine rechteckige Öffnung ab. Sie gab einen Teil des Himmels frei, der bereits von den Strahlen der Morgensonne ausgefüllt war und das Gesicht des Mondes nur noch als schemenhaftes Etwas wiedergab.

Zamorra befand sich in einem großen Erdloch.

In einer Knochengrube!

Langsam drehte er sich um. Rosa und Micaela Saldana lagen hinter ihm. Micaela war so hingelegt worden, daß ihr Kopf und der Oberkörper an der einen Grubenwand emporragten.

Die Anwesenheit der Frauen enthob Zamorra seiner letzten Zweifel. Er lebte, war nicht im Jenseits gelandet, konnte sich bewegen – wenn auch nur im Bereich dieser wenigen Quadratmeter. Er kroch zu den Schwestern hinüber. Nachdem er sie flüchtig untersucht hatte, fühlte er sich wesentlich ruhiger. Sie waren nicht tot. Rosa und Micaela hatten nicht einmal größere Verletzungen davongetragen.

Nur ihre Kleider waren zerrissen. Micaelas wohlgeformte Beine schimmerten im Sonnenlicht. Der Professor hatte einen Blick auf Rosas Brustausschnitt frei, den er unter anderen Verhältnissen sicherlich genossen hätte. Jetzt aber wandte er sich ab.

Er richtete sich auf.

In stehender Haltung spürte er den abscheulichen Fäulnisgestank etwas weniger in der Nase. Aber die Öffnung der Grube lag immer noch ungefähr zwei Meter über seinem Kopf. Keine Aussicht, aus diesem Gefängnis zu entkommen. Die Erdwände waren lehmig, glatt und schlüpfrig. Und sie lagen zu weit auseinander, um ihm zu erlauben, mit gespreizten Beinen wie ein Grubenarbeiter nach oben zu klettern.

Wo waren sie?

Er konnte es beim besten Willen nicht erkennen. Es erschien ihm auch nicht sonderlich wichtig. Beunruhigend war nur eine Überlegung: Die Geistermatrosen Raspanis hatten sie in die Grube

geworfen. Gewiß hielten sie sich in der Nähe auf, bereit, sich bei dem ersten Laut, den sie vernahmen, auf Zamorra und die Saldana-Schwestern zu stürzen. Sobald Rosa oder Micaela aus ihrer Ohnmacht erwachten, war es soweit. Auch Rosa würde bei dem Anblick der Skelette ihre Nerven nicht länger unter Kontrolle halten können und schreien.

Dann würden sie kommen, die Knochenmänner. Sie warteten nur darauf, ein Gemetzel mit ihren Säbeln anzurichten.

Zamorra preßte die Finger gegen die Stirn. Er massierte seine Kopfhaut. Dadurch erreichte er, daß seine Kopfschmerzen etwas nachließen. Aber eine Antwort auf seine quälende Frage fand er nicht.

Wie sollten sie sich retten?

Er nahm eine Bewegung hinter sich wahr. Rasch wandte er den Kopf.

Rosa stützte sich auf die Unterarme und schlug die Augen auf. Zunächst stöhnte sie. Aber dann weiteten sich ihre Augen, sie riß die Arme hoch und stieß einen markerschütternden Laut aus.

Zamorra kniete sich neben sie. »Sie müssen ruhig bleiben, Rosa. Versuchen Sie, sich an die Skelette zu gewöhnen, bis Sie ihnen keine Beachtung mehr schenken. Ich möchte, daß Sie sich um Micaela kümmern. Um sie habe ich am meisten Angst…«

»Was – was sind das für Knochen, Professor?«

»Sie gehören Menschen und Tieren, die zu sehr unterschiedlichen Zeitpunkten ums Leben kamen.«

»Ich verstehe nicht…«

»Manche Gebeine liegen seit Jahrzehnten hier, andere nur vier oder sechs oder zehn Jahre. Auffallend ist weiterhin, daß keines dieser unglücklichen Lebewesen auf natürliche Weise ums Leben kam. Die Knochen weisen Hieb- und Stichspuren auf.«

»Sie meinen, Raspani habe sie…«

»Ja.«

Plötzlich hörten sie ein Geräusch. Es kam von oben. Sie richteten ihre Blicke auf den Grubenrand. Fast hätte Rosa wieder geschrien, aber sie preßte die Hand vor den Mund und erstickte den Schreckensruf zu einem dumpfen Laut.

Zwei Geistermatrosen starrten sie an. Lauernd und mordlustig. In ihren fürchterlichen Augen stand die Vorfreude zu lesen, die Vorfreude am Töten…

Weitere Gespenster tauchten auf. Unter Schnattern und Kichern schoben sie eine primitiv gefertigte Leiter über den Rand des Erdlochs hinaus, kippten sie um und ließen ihr unteres Ende auf den Knochenhaufen stoßen. Es gab ein knirschendes Geräusch. Rosa zuckte unwillkürlich zusammen.

Fünf Geister huschten herab. Sie benutzten nicht die Leiter. Die war ausschließlich für die Gefangenen bestimmt.

Die Scheusale zogen die Säbel. Dann redeten sie mit knarrenden Stimmen auf Zamorra und Rosa ein.
»Weckt die andere auf!«
»Steigt die Leiter hinauf!«
»Schnell, oder wir stechen zu!«
Zamorra spannte seine Finger um Rosas Arm. »Tun Sie, was sie sagen. Es hat keinen Zweck, sich aufzulehnen. Ohne mein silbernes Amulett sind wir machtlos gegen diese Bestien.«
»Wäre es nicht sinnvoller, gleich ein Ende zu machen?«
»Wollen Sie sich umbringen lassen, ohne den letzten Hoffnungsschimmer auszunutzen, der sich bietet? Nein, dazu bin ich nicht bereit.«
»Sie haben recht.«
Die hübsche brünette Frau beugte sich über ihre Schwester. Es dauerte vielleicht eine halbe Minute, bis Micaela auf ihr Schütteln und sanftes Ohrfeigen hin zu sich kam. Ihre Reaktion fiel weniger vehement aus, als Zamorra es sich gedacht hatte. Aber das täuschte nicht darüber hinweg, daß die Schwarzhaarige einen Schock erlitten hatte. Wimmernd klammerte sie sich an die Schwester. Ein bedauernswertes, hysterisches junges Ding, das sich bereits am Abgrund des Wahnsinns befand.
Unter den drohenden Zurufen der Geister stiegen sie die Sprossen der Leiter hinauf. Zamorra hielt sich hinter den Frauen. Er wollte verhindern, daß sie aus Angst und Verzweiflung abrutschten und auf den scheußlichen Knochenhaufen am Grund der Grube zurückkehrten.
Die Sonnenstrahlen hatten an Kraft gewonnen. Hier oben am Eingang zu dem natürlichen Gefängnis wärmten sie die Körper der Schwestern und des Professors. Fast schafften sie es, Zamorras unheilverkündende Gedanken zu verdrängen. Ein Anflug von Stille und Frieden breitete sich aus. Aber dieser Eindruck war trügerisch.
Die Wahrheit lautete Unheil – Verderben durch die Geistermatrosen des Raspani schon in den nächsten Stunden oder Minuten.
Der Professor ließ den Blick schweifen.
Sie standen auf einer Anhöhe. Von hier aus konnte er das gesamte Umland betrachten und sich ein Bild über den Flecken Erde machen, auf den Raspani sie verschleppt hatte. Es war wirklich ein Flecken.
Nach allen vier Himmelsrichtungen hatte die Erde ein abruptes Ende durch steinige oder gar klippenübersäte Küsten. Sie befanden sich demnach auf einer Insel. Zamorra hatte sie nie zuvor gesehen.
Aus der Beschaffenheit der gelblichen Erde und der armseligen Vegetation schloß er, daß sie sich vor der südfranzösischen oder spanischen Küste befanden – oder gar im Mittelmeergebiet.
Erstaunlich und erschreckend zugleich war, daß die Gräser, Sträucher und Bäume dieser Insel ausnahmslos verdorrt waren. Keine

grünen Farbtupfer leuchteten in der Landschaft. Nur grau und schwarz breitete es sich zu Zamorras Füßen aus, unterbrochen von dem schmutzigen Gelb des Untergrundes. Pflanzliche Nahrung existierte nicht, und allem Anschein nach gab es auch keine Tiere auf der Insel.

»Marschiert!« befahl einer der Geister.

Sie folgten seinem Fingerzeig. Die abgeflachte Hügelkuppe mußten sie verlassen, dann ihre Schritte auf einen Trampelpfad lenken, der sie in eine ausgedehnte Mulde führte, die dem Professor zuvor entgangen war. Zamorra hatte noch Gelegenheit, einen Blick nach Norden zu werfen, ehe sie mit ihren Bewachern in der Erdsenke verschwanden. Deutlich konnte er die Umrisse der »Estrella Negra« ausmachen.

Sie lag etwa hundert Meter vom Ufer entfernt. Ihr gigantischer Schiffsleib schaukelte nicht auf den Wellen, er ruhte unbeweglich zwischen den Fluten, war ein von dem nassen Element losgelöstes Objekt.

Den Mittelpunkt der Erdmulde bildete ein großer Tisch. Eigentlich war es mehr eine Art Tafel, an dessen Kopfende Raspani saß. Aber irgendwie mochte man wegen des widerwärtigen Anblicks diesen Begriff nicht in den Mund nehmen. Der unheimliche Schwarzgekleidete thronte vor den Resten einer Gruselmahlzeit. Zerbrochene leere Muscheln lagen über die Tischplatte zerstreut.

Micaela Saldana weinte, ihre Schwester drehte den Kopf zur Seite.

Die gesamte Holzfläche war mit einer glitschigen, wabernden Schicht bedeckt, auf deren Oberfläche die Gliedmaßen von großen Krebsen, Garnelen und Hummern zuckten. Raspani hatte ihre Weichteile lebend verschlungen, und genauso nahm er sich in diesem Augenblick einen schlüpfrigen Kraken vor, den er aus einem neben ihm stehenden Eimer fischte. Weder Teller noch Besteck oder Tabletts oder Gläser waren zu sehen.

An den Flanken des Tisches lagen umgekippte Stühle. Ein Zeichen, daß der Herr seine Untertanen an diesem Mahl hatte teilnehmen lassen.

Raspani zerrupfte den Kraken. Er schob sich genüßlich einen der Fangarme zwischen die Zähne. Sein Totengebiß knackte abscheulich.

»Himmel, ich weiß nicht, wie lange ich das aushalte«, stammelte Rosa Saldana.

Raspani lachte, denn er hatte es verstanden. »Gut so, ihr sollt vor Furcht halb verrecken, bevor ich euch endgültig den Garaus machen lasse. Ihr seid die letzten aus der langen Reihe der Verfluchten, und ich habe beschlossen, zu diesem Anlaß ein Freudenfest zu feiern. Was meint ihr, wie viele Stunden habt ihr noch zu leben?«

Die Schwestern antworteten nicht.

Zamorra erwiderte ebenfalls nichts. Er fühlte sich abgestoßen von Raspani, gleichzeitig aber doch auf eine kaum erklärbare Art

fasziniert.
»Bis zur Dunkelheit werden wir warten«, zischte Raspani, »vielleicht bis Mitternacht. Ich will, daß meine dreizehn verbliebenen Gesellen bei Mondlicht euren Tod besiegeln. Sie werden einen Säbeltanz veranstalten, in dessen Verlauf euch die Häupter abgeschlagen werden.«
»Raspani, du bist ein Narr«, sagte Zamorra unbeirrt.
»Schweig, du Wurm!«
»Du hast gesehen, welche Kraft in dem silbernen Amulett steckt. Glaubst du, mit dem Verschwinden des Talismans sei ich am Ende? Es gibt noch andere Mittel, dich zu vernichten. Meine Mitarbeiter wissen, wohin ich mich gewandt habe. Sie werden die Spur aufnehmen und diese Insel entdecken, möglicherweise mit einer Streitmacht anrücken.«
Raspani lachte schrill. »Niemand hat innerhalb der letzten fünfundsiebzig Jahre die Insel Marmossa ungestraft betreten. Ich habe alles Leben vernichten lassen, Zamorra, denn wir brauchen keine Nahrung. Also brachten meine Gesellen jedes wilde Schwein, jedes Kaninchen, jede Kröte um, die sich hier bewegte. Wir dulden keine Menschen um uns, also töteten wir die wenigen, die sich auf Marmossa umtaten, um zu fischen oder zu baden. Alle landeten in der Knochengrube. Außer uns gibt es hier höchstens noch Fliegen.«
Wieder grub er seine Zähne in das Fleisch des Kraken.
Zamorra ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Er wollte bluffen, Raspani zumindest in Wut versetzen. »Du vergißt, daß es Menschen gibt, die über Mittel gegen die Schwarze Magie und ihre Geschöpfe verfügen. Es gibt nicht nur Amulette. Du kannst dich nicht ewig vor Leuten schützen, die vielleicht noch heute mit der richtigen Beschwörungsformel vor dich treten und deiner unheilvollen Existenz ein Ende setzen.«
»Schnickschnack!« brüllte der Schwarzgekleidete. Er schleuderte die Reste des Kraken in den Eimer zurück, daß es spritzte. »Mein magischer Spiegel im Musiksalon der ›Estrella Negra‹ verrät mir alle Geheimnisse! Ich habe ihn über Nacht befragt – es gibt niemanden, der deiner Motorjacht gefolgt ist, Zamorra. Du lügst!«
»Auch du kennst die Angst!«
»Verdammt sollst du sein!«
»Deine Worte sind der beste Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung.«
»Bringt ihn zum Schweigen«, heulte der Herr der Geistermatrosen.
»Ich kann sein Gekläff nicht mehr ertragen!«
Die dreizehn Schrecklichen rückten näher. Sie schlossen einen dichten Ring um Zamorra und die beiden Frauen. Micaela Saldana verlor von neuem das Bewußtsein. Rosa hielt sich nur noch wie durch

ein Wunder auf den Beinen. Wimmernd ließ sie die Jüngere los und lehnte sich gegen Zamorra.

Die Geister hoben die Säbel.

Blitzend hoben sich die scharfen Klingen gegen den blauen Morgenhimmel ab.

Der Professor zog instinktiv den Kopf ein.

»Nein«, schrie Raspani dann, »das gönne ich euch nicht! Ihr wollt diesem Spiel ein rasches Ende setzen, um nicht leiden zu müssen. Aber ich will euch quälen, bis ihr mich auf den Knien um Gnade anfleht.«

»Niemals«, flüsterte Zamorra.

Raspani streckte beide Krallenhände aus. »Bringt sie fort. Krümmt ihnen kein Haar, sondern werft sie wieder die Knochengrube!«

***

»Meine Güte, Bill, es befindet sich niemand an Deck!« stieß Nicole Duval aus. Sie hatte wieder das Fernglas angesetzt und beobachtete nun unablässig die »Quimper«. Deutlich konnte sie den Namenszug an der Backbordseite der Motorjacht entziffern. Das schneeweiße Schiff wippte auf den Wellen. Seine Maschinen standen still, und ganz offensichtlich war es herrenlos.

»Zamorra und die Schwestern könnten doch theoretisch auch in der Kajüte hocken«, redete Fleming beruhigend auf die hübsche Sekretärin ein. »Bevor wir die Pferde scheu machen, sollten wir längsseits gehen und den Kahn von oben bis unten absuchen.«

»In Ordnung. Ich fühle mich gar nicht wohl, Bill.«

»Ich bin auch nicht die Gelassenheit in Person.«

Fleming steuerte die Jacht, die sie in Arcachon gemietet hatten, mit viel Fingerspitzengefühl an die »Quimper« heran. Er nutzte die Motorkraft geschickt zum Bremsen aus, vollführte einige Gegenlenkmanöver und stoppte, als die Bordwand ihres Schiffes sanft gegen die Steuerbordseite von Zamorras Jacht tickte. Bill Fleming warf zwei Taue aus. Gleich darauf sprang er auf die »Quimper« hinüber. Er verband die beiden Schiffe durch die Taue miteinander und half Nicole über die Reling.

Bill zog die 45er Remington-Automatik, die er von Château Montagne mitgenommen hatte, aus dem Gürtelholster und entsicherte sie. Erst dann ging er vor Nicole Duval her über das Achterdeck, die Waffe schußbereit vorgestreckt.

Sie schlichen über den Niedergang in die Kajüte.

»Leer«, konstatierte Nicole. Enttäuscht kniff sie die Lippen zusammen.

Sie nahmen sich den Bugraum, die Gerätekammer und den Maschinenraum vor. Nirgends stießen sie auf eine Spur der Gesuchten.

Bedrückt kehrten sie an Deck zurück. Bill Fleming kletterte ins

Cockpit.
»He, Nicole, sehen Sie sich das an!« rief er aus.
Sie stolperte die Leiter hinauf. Verdutzt blickte sie auf den Boden des Cockpits.
Zwei weiße Häufchen Staub bedeckten einen Teil des Platzes zwischen Armaturenbrett und hinterer Sitzbank.
»Um Himmels willen, was ist denn das?« sagte Nicole.
»Ich weiß es nicht. Fest steht jedenfalls, daß der Professor und die Saldana-Schwestern verschwunden sind.«
»Freiwillig bestimmt nicht.«
»Sie meinen, sie wurden entführt?«
»Ich hoffe es, Bill.« Nicole schlug die Augen nieder. »Der Chef hätte sich nicht hinauswagen dürfen. Ich hätte alles unternehmen müssen, um ihn zurückzuhalten. Ich habe Schuld, wenn…«
Fleming zog die Augenbrauen zusammen. »Es ist falsch, sich mit Selbstvorwürfen zu quälen, Nicole. Sie wissen genausogut wie ich, daß Sie das nicht nötig haben. Überlegen Sie lieber mit mir, was wir tun können, um sie zu finden. Übrigens steht der Zeiger der Tankuhr auf Null. Die Jacht hat keinen Tropfen Diesel mehr an Bord, und ich nehme an, daß sie eine ganze Weile allein durch die Weltgeschichte gekurvt ist, bevor sie wegen Spritmangels den Geist aufgab. Sie ist im Kreis gefahren. Das Ruderblatt ist scharf eingeschlagen.«
»Wissen Sie, was das bedeutet?«
»Malen Sie nicht den Teufel an die Wand!«
Nicole legte die Hände vor die Augen. Ein klagender Laut kam über ihre Lippen. »Ich kann es nicht glauben, Bill, ich will es nicht. Der Chef kann nicht tot sein. Er hatte doch das silberne Amulett bei sich.«
Fleming schwieg.
Plötzlich kam ihm der Gedanke, das Vorderdeck abzusuchen. Ungefähr zehn Minuten lang schritt er mit forschendem Blick den Bereich der Jacht unterhalb des Cockpits ab, um dann jäh stehenzubleiben.
»Was sehen Sie, Bill?« Nicole blickte auf.
»Eine Kette.«
»Eine was?«
Fleming hielt seinen Fund hoch. Das Kettchen hatte über der Reling gehangen. »Das Ding ist aus Silber. Ich will auf der Stelle im Boden versinken, wenn es sich nicht um Zamorras Halskette handelt.«
»Nein!«
»Fragt sich nur, wo das Amulett steckt.«
»Auf dem Grund der See, Bill. Und der Chef? Sie haben ihn umgebracht! Ich habe es doch gewußt.«
»Ich glaube erst daran, wenn ich ihn vor mir sehen«, erwiderte der Historiker verdrossen. »Nicole, was meinen Sie, soll ich einen Versuch

mit der Taucherausrüstung machen, die fix und fertig auf dem Achterdeck liegt?«

»Damit ich auch Ihnen nachweinen kann?«

»Ach wo, machen wir es doch nicht so tragisch. Können Sie die Steuerungsanlage bedienen?«

»Ich habe bereits Übung. Aber…«

»Überlegen Sie doch mal. Zamorra hat die Kette verloren. Kein Zweifel, daß das Amulett ebenfalls abgeglitten ist. Da es sich nirgends an Bord befindet, muß es auf dem Boden der Biskaya ruhen. Das heißt noch längst nicht, daß auch Zamorra dort unten liegt. Verstehen Sie, ich schließe das einfach von dem Augenblick an aus, in dem wir festgestellt haben, daß er seinen Talisman verloren hat. Oder glauben Sie, er habe ihn absichtlich ins Wasser geworfen, um uns ein Zeichen zu geben?«

»Ich bin viel zu verwirrt, um so etwas glauben zu können«, gab sie zurück. »Was haben Sie vor?«

»Das Amulett suchen natürlich.« Damit marschierte Bill Fleming in Richtung Heck.

Er steckte die Halskette ein. Danach zog er das Anzugjackett aus und vertauschte das Hemd mit einem dünnen Pullover, der zur Taucherausrüstung gehörte. Sehr kühl wurde es in der Montur aus solidem Material nicht, man brauchte sich also nicht winterfest zu vermummen, um Tiefenbereiche von achthundert bis tausend Fuß aufzusuchen.

»Das ist wie die Geschichte mit der Stecknadel im Heuhaufen.«

Nicole kam näher. Ihre Züge waren angespannt. »Ich möchte wissen, wie Sie es anstellen wollen, das Amulett innerhalb der nächsten Stunden zu finden. Sie selbst waren es doch, der darauf hinwies, ohne genaue Positionsangaben könne man auf See nichts anfangen.«

»Sehr richtig. Aber wir wissen, daß sich Zamorra während der letzten Phase seiner mysteriösen Ausflugsreise mit der Jacht im Kreis gedreht hat. Also forste ich den Innenraum dieses Kreises ab.«

»Ich drücke die Daumen, Bill.«

»Danke.« Er hatte die Montur angelegt und hob jetzt den schweren Helm auf.

»Sie haben einen Signalgeber«, informierte Nicole ihn. »Der Chef gab mir damit die jeweiligen Befehle: tiefer lassen, stoppen, Leine geben oder heraufziehen.«

»Ausgezeichnet. Ich werde mich also nicht mutterseelenallein fühlen.« Er lächelte etwas, stülpte den Helm über und beobachtete, wie sie die Schrauben festzog. Bill Fleming war fertig für den Ausflug in die Tiefe.

Als er die letzte Sprosse der Leiter an der Außenseite der Bordwand erreichte und sich in die Fluten gleiten ließ, verspürte er ein ziemlich

unbehagliches Gefühl. Er hatte sich gelegentlich als Sporttaucher versucht, das galt heutzutage nicht mehr als besonderes Wagnis und war in der Tat relativ leicht zu erlernen. Die schwere Montur mit den Bleischuhen, Helm und Druckausgleich allerdings wollte anders verstanden sein. Es gehörte eine Portion Mut dazu, sich damit in den düsteren Abgrund der See zu begeben. Schließlich war man den Mächten der Natur hoffnungslos ausgeliefert, wenn der Luftschlauch einmal eingeklemmt wurde oder sogar riß.

Bill Fleming verdrängte die Gedanken. Er schaltete den Scheinwerfer ein und verfolgte interessiert die Schwimmbewegungen der Fische und der anderen bizarren Wasserbewohner, die von dem Leuchtkegel erfaßt wurden. Etwas später konzentrierte er seinen Blick auf den Tiefenmesser. Fünfhundert Fuß lagen zwischen ihm und dem Kiel der »Quimper«. Und trotzdem hatte er den Grund noch nicht erreicht.

Endlich setzte er auf.

Bill ließ den Lichtstrahl des Scheinwerfers systematisch über den Schlickboden geistern. Es gab keinen Quadratfuß Umgebung, den er ausließ.

Aber er mußte feststellen, daß er sich das Vorhaben wahrscheinlich doch etwas zu leicht vorgestellt hatte. Es fiel ihm schwer, ausdauernd und in zügigem Tempo über den Boden zu stapfen. Das war reine Knochenarbeit, die man bis zu einem bestimmten Punkt vorantreiben konnte, dann aber aufstecken mußte, weil es keinen anderen Weg gab, als vor dem ungeheuren Druck der Fluten zu kapitulieren. Bill war dazu verdammt, sich wie eine Schnecke voranzubewegen.

Gewiß, über den Luftvorrat brauchte er sich keine Sorgen zu machen. Der war praktisch unbegrenzt. Mit jeder Minute gewöhnte er sich im übrigen mehr an den Taucheranzug – er konnte es bestimmt zwei oder drei Stunden lang hier unten aushalten. Doch was ihm innerlich zu schaffen machte, war die Ungewißheit über Zamorras Schicksal, die von Moment zu Moment wuchs.

Bill Fleming verhielt plötzlich den Schritt.

Was war das? Vor ihm zeichnete sich etwas hell Glänzendes im Leuchtkegel ab. Genau definieren ließ sich das Ding oder Wesen nicht, denn seine Silhouette war eher schemenhaft, was sicherlich an dem immer wieder durch Störungen aufgewirbelten Schlick lag.

Bill mußte sich dem Etwas schon nähern, um es exakt erkennen zu können.

Mit jedem Schritt wuchs die Gewißheit. Er hatte den Talisman vor sich. Ja, es gab keinen anderen Gegenstand, der über diese Form und diese Maße und vor allem über diese Leuchtkraft verfügte. Fleming wunderte sich sogar, wie das Amulett so durchdringend schimmern konnte. Wäre die Wahrnehmung blasser gewesen, hätte er es glatt übersehen können. Fast schien es, als fluoresziere es. Dabei war es

doch aus normalen Silber gearbeitet!
Bill blieb stehen. Schwerfällig bückte er sich. Seine Hand fingerte nach dem Talisman.
Der Schlick war tückisch. Für Sekunden sah es so aus, als wolle er den silbernen Anhänger verdecken, mit sich fortraffen. Dann packte Bill jedoch energisch zu und umschloß das Amulett mit allen fünf Fingern. Er gab Nicole das Signal. Sie sollte ihn nach oben ziehen.
Die Trosse straffte sich – Fleming verließ den Meeresgrund.
Minuten später kletterte er über die Reling der Motorjacht und zeigte Nicole Duval den Fund, noch bevor sie ihm den Helm losschraubte. Professor Zamorras Sekretärin öffnete den Mund zu einem Ruf des Erstaunens. Rasch nahm sie den Talisman an sich.
Dann befreite sie den jungen Historiker von der Last des Helmes.
»Es ist, wie ich annahm«, schnaufte Fleming. »Dort unten habe ich in der Umgebung des Amuletts weder Zamorra noch Rosa noch Micaela Saldana entdeckt.«
»Wo sollen wir sie jetzt suchen?« fragte Nicole.
Darauf wußte Bill keine Antwort.

***

Zamorra wußte nicht, ob es sieben oder acht oder sogar schon neun Uhr morgens war. Raspani und seine Geisterhorde hatten ihm die Armbanduhr und sämtliche Ausweispapiere abgenommen, bevor sie ihn zum erstenmal in die Knochengrube geworfen hatten. Ebenso war es den Schwestern ergangen.
Marmossa, eben noch von der Sonne in freundliches Licht getaucht, verwandelte sich jetzt auch atmosphärisch in jenes düstere Schattenland, das es seit fünfundsiebzig Jahren zu sein verdammt war. Wolken ballten sich über der Insel zusammen. Graue und schwarze Kumuluswolken waren es, die sich über dem Ausgang der Knochengrube aneinanderrieben und von einer Viertelstunde auf die andere das heftigste Gewitter entfesselten. Noch regnete es nicht.
»Ich habe Angst, Professor«, sagte Rosa.
»Mehr Angst vor einem Gewitter als vor den Geistermatrosen?«
»Aber nein. Ich meine nur: Ich spüre, daß wir keinen Weg finden werden, um unserem Tod zu entgehen. Wie sollten wir jemals dieses fürchterliche Loch verlassen können?«
Zamorra blickte nach oben. Ein Blitz zuckte als weitverzweigtes Geäst zu Boden, gleich darauf grollte der Donner. »Ich bin froh, daß ich Sie als Pessimistin bezeichnen kann, Rosa. Es gibt eine Chance – eine sehr vage.«
»Bitte, machen Sie es nicht so spannend!«
»Psst.« Er legte den Finger an die Lippen. »Sprechen Sie leise.«
»Verzeihung – ich vergaß…«

»Beantworten Sie mir eine Frage: Wie geht es Micaela?«
»Sie ist ohnmächtig, aber der Puls geht normal.«
»Würden Sie es sich zutrauen, mit ihr zusammen die Flucht zu wagen? Ich meine, kann sie laufen?«
»Bestimmt.«
»Gut.« Zamorra bewegte die Lippen kaum. Seine Worte kamen geflüstert. Er ließ die ganze Zeit über nicht außer Betracht, daß eines der vierzehn Scheusale am Grubenrand kauern konnte, um sie zu belauschen. »Wir warten, bis Rosa zu sich kommt. Es ist von unschätzbarem Vorteil, wenn wir sie nicht zu tragen brauchen. Etwas anderes. Wo befindet sich die Insel Marmossa Ihrer Meinung nach?«
»Nun, ich weiß nicht – sehr weit von Frankreich entfernt.«
»Kaum. Wir wurden gegen halb drei Uhr überwältigt. Da wir bei Einbruch der Helligkeit aufwachten und uns bereits auf der Insel befanden, konnten keine vier Stunden vergangen sein – sagen wir dreieinhalb. Wir haben gesehen, wie schnell sich die ›Estrella Negra‹, bewegt. Aber in dreieinhalb Stunden vermag auch ein Geisterschiff nicht bis ins Mittelmeer zu gelangen, es sei denn, es kann über Land fliegen. Dazu aber ist Raspani nicht imstande.« Er stellte die Fingerspitzen gegeneinander. »Überlegen Sie bitte mit, Rosa! Der Name Marmossa ist Spanisch.«
»Unbedingt.«
»Wir können uns also nur an der Nordküste Spaniens befinden, nördlich der baskischen Region. Gesetzt den Fall, uns gelingt die Flucht mit der ›Estrella Negra‹, würden Sie dann zum Festland fliehen oder auf die See hinaus?«
»Natürlich zum Festland.« Sie blickte ihn verwundert an.
Er lächelte. »Das habe ich zunächst auch gedacht. Aber vergessen Sie nicht, daß Raspani und die Schrecklichen uns folgen würden. Wir benötigen in jedem Fall das Amulett, um die Horde zu vernichten.«
»Aber das liegt auf dem Grund des Meeres.«
»Und ich weiß die Position. Und die ›Quimper‹ hat eine Taucherausrüstung an Bord. Außerdem habe ich das Ruder so eingeschlagen, daß sie im Kreis fahren muß, bis ihr der Sprit ausgeht. Wir finden sie also in jedem Fall wieder.«
»Professor, Sie sind ein Genie!«
»Warten Sie mit den Blumen, bis wir es geschafft haben«, versetzte er. »Ich fasse noch einmal zusammen: Wir türmen aus der Knochengrube und versuchen, an den Wächtern vorbeizuschleichen. Danach müssen wir bis zur ›Estrella Negra‹ schwimmen. Können Sie und Micaela schwimmen?«
»Ja.«
»Ein Segen.« Er schaute erneut nach oben. Der Himmel hatte sich gleichsam nachtschwarz gefärbt, und Urmächte schienen die

Luftschichten zu rütteln. Im Abstand von wenigen Sekunden huschten die Blitze nun nach unten, polterte der Donner. Auch dies bestätigte Zamorras Annahme: Es gab nur einen Platz, an dem das Wetter so schnell wechselte und zu so harten Kontrasten kam. Marmossa lag in der Biskaya.

Micaela Saldana regte sich.

»Sie kommt zu sich«, raunte Rosa. »Sagen Sie mir doch, wie wir aus unserem Gefängnis entkommen können.«

Zamorra blickte sie ernst an. »Es ist keine appetitliche Angelegenheit. Aber denken Sie bitte daran, daß Menschen in verzweifelten Situationen sogar zu Kannibalen werden, um überleben zu können. Ich wette, Sie sind auf das Nächstliegende nicht gekommen.« Er bückte sich und hob einen der Knochen auf. Es war der Ellbogen eines Menschen.

Zamorra demonstrierte seinen Plan. Er drückte den Knochen gegen die eine Seitenwand der Grube, stemmte sich dagegen – das Erdreich gab nach und nahm den Fremdkörper auf. Bald ragte nur noch ein Stückchen des weißen Knochens hervor.

»Er sitzt fest«, flüsterte der Professor. »Ein menschlicher Knochen oder die Gebeine eines Wildschweins sind stark genug, unter den entsprechenden Voraussetzungen unser Gewicht zu tragen. Wir bauen eine Leiter.«

»Ich helfe Ihnen. Ich ekle mich nicht.«

Rosa Saldana griff mit den Fingern in den Knochenhaufen. Vorsichtig suchte sie, bis sie das richtige Stück gefunden hatte. Es handelte sieh um den Oberschenkelknochen eines Tieres, wahrscheinlich eines Wildschweins. Die brünette Frau schob ihn Zamorra zu.

Der Professor prüfte seine Stärke, nahm Maß und rammte ihn einen halben Meter über dem ersten Knochen in die Erdwand.

Micaela gab schwerverständliche Laute von sich. Rasch wandte sich Rosa zu ihr und redete beruhigend auf sie ein.

Zamorra setzte unterdessen seine makabre Tätigkeit fort. Er mußte einige Skelette teilen und dabei sehr langsam zu Werke gehen, um nicht gehört zu werden. Das Ergebnis dieser Arbeit war, daß er bald ein halbes Dutzend starker Knochen zur Verfügung hatte.

Zwei Stücke beschaffte ihm die brünette Frau, das genügte. Zum Schluß konnte der Professor die improvisierte Leiter bis zum Grubenrand hinaufsteigen, um den letzten Knochen anzubringen. Es dürfte jetzt auch für die Schwestern keine Schwierigkeit mehr sein, hochzuklettern und sich über die Kante zu schieben.

Zamorra riskierte einen Blick.

Hatte er jetzt gehofft, die Geister hätten sich in die Bodensenke zu ihrem Herrn zurückgezogen, so war er einer Täuschung erlegen. Sie hockten einen Steinwurf von der Grube entfernt. Das Gewitter und

auch der unvermittelt einsetzende Platzregen schienen ihnen nichts auszumachen. Sie saßen und kicherten und klaubten immer wieder häßliche Meerestiere aus einem mitgebrachten Eimer, um sie zwischen den Zähnen zu zermalmen.

Es waren zehn. Drei mußten sich bei Raspani befinden.

Zamorra hatte jegliches Gefühl beiseite geschoben, denn nur wer drahtseildicke Nerven hatte, konnte sich in einer Situation wie dieser behaupten. Die Lichtverhältnisse sind miserabel, dachte er, das ist gut für uns, man müßte sich kriechend entfernen…

Zum Glück lag die improvisierte Leiter an der Grubenseite, die dem Geisterrudel abgewandt war. Bei allen Unwägbarkeiten des Fluchtvorhabens konnte Zamorra also wenigstens noch diesen einen Pluspunkt für sich verbuchen.

Er kehrte zu den Frauen zurück.

»Wie geht es?« fragte er die Schwarzhaarige behutsam.

»Ich glaube, ich schaffe es, Professor. Rosa hat mir alles erklärt.«

Micaela starrte ihn aus glänzenden Augen an. »Ich denke nur immer daran, daß ich es war, die alles verpatzt hat. Wie kann ich das jemals wieder gutmachen?«

»Fehler unterlaufen jedem Menschen«, gab er zurück, »verscheuchen Sie diese Überlegungen. Alles, was ich von Ihnen verlange, sind Ruhe und Beherrschung. Und Gehorsam. Sie müssen auf jeden Fall tun, was ich Ihnen sage.«

»Mein Wort darauf.«

»Hören Sie, Rosa und Micaela. Dort oben sitzen zehn Geistermatrosen. Es hat keinen Zweck, Ihnen das zu verschweigen. Wir werden jetzt nach oben klettern und uns Zug um Zug von der Hügelkuppe absetzen. Haben wir erst die Küste erreicht, ist der Rest ein Kinderspiel.« Er grinste hart. »Vielleicht haben Sie mal einen Wildwestfilm gesehen. Wir müssen schleichen wie die Indianer. Wir dürfen keinen Laut verursachen.«

»Wir sind bereit«, sagte Rosa tapfer.

»Gut, dann gehe ich jetzt vor.« Der Professor glitt bis zur Grubenwand vor. Von nun an verständigte er sich nur noch durch Gesten mit den Saldana-Schwestern.

Er blieb an der Knochenleiter stehen und zeigte ihnen, wie sie die Hände und Füße zu setzen hatten, um mühelos nach oben zu gelangen. Die Schwarzhaarige und die Brünette nickten.

Zamorra hangelte sich aufwärts. Er schaute nach unten: Rosa ließ Micaela den Vortritt. Die Jüngere stellte sich geschickter an, als er erwartet hatte. Er war froh, daß sie die Fassung einigermaßen wiedergewonnen hatte.

Zamorra hatte den Grubenrand von neuem erreicht. Er schob sich im Zeitlupentempo in die Höhe.

Die Geister saßen in der gleichen Anordnung wie zuvor beieinander. Sie kicherten und stießen sich mit merkwürdig stereotypen Bewegungen an. Ganz offensichtlich äfften sie die Gestik einer menschlichen Runde, einer Gesellschaft nach. Wobei dem Professor nicht einmal deutlich wurde, wie wenig die Untoten in der Lage waren, Gemütsregungen zu empfinden. Ihr gesamtes Verhalten war nur Schau, Nachahmung. Manchmal, wenn der Donnerhall nachließ, konnte man ihr Schmatzen hören. Unaufhörlich ließen sie Meerestiere in ihren Mäulern verschwinden. Günstig war, daß sie ziemlich abgelenkt schienen.

Der Regen wurde etwas feiner. Aber Zamorra war längst durchgeweicht. Das Wasser lief ihm über das Gesicht, über Brust und Unterleib, ja, bis in die Schuhe. Er kümmerte sich nicht darum.

Er gab den Frauen ein Zeichen.

Danach schob er sich über den Rand. Es gab sich größte Mühe, keine Bewegung zuviel zu tun, kein Geräusch zu verursachen. Langsam drehte er den Kopf und lugte wieder zu den Scheusalen hinüber.

Sie hatten ihn nicht bemerkt.

Ungestört fraßen sie weiter.

Micaelas Kopf erschien. Zamorra dirigierte die Frau mit Handzeichen. So robbte sie auf ihn zu. Er mußte zugeben, sie machte es nicht schlecht und hielt sogar die Luft an, um nicht aufzufallen.

Bald darauf lag sie neben ihm.

Wieder gab es keine Veränderung in der unheimlichen Runde der Geistermatrosen. Zamorra brauchte Rosa Saldana nicht zurückzuhalten. Sie konnte aus der Grube klettern und sich auf sie zuschieben. Der Professor las aus ihrer Miene, daß sie neue Hoffnung geschöpft hatte. Sie mußten nun alles daransetzen, ungeschoren bis zur Küste von Marmossa zu gelangen.

Unendlich vorsichtig pirschten sie weiter. Jeder Meter, den sie sich von den Schauergestalten entfernten, war für sie wie ein kleiner Sieg. Das Gewittergrollen und das Prasseln des Regens waren laut genug, um jetzt jeden ihrer Laute zu übertönen. Nur wenn Blitze über das Land zuckten, mußten sie sich auf den Boden kauern, um nicht durch das grelle Licht entlarvt zu werden.

Die Geister bemerkten ihre Flucht nicht.

Bald hatten sie so viel Distanz zwischen sich und die Unheimlichen gebracht, daß sie aufstehen und gebückt laufen konnten. Denn sie hatten den oberen Buckel des Hügels hinter sich und konnten von den scheußlichen Wesen nicht mehr ausgemacht werden. Ein sanfter Erdwall bildete eine Sichtbarriere.

Zamorra verfügte über einen gut ausgeprägten Orientierungssinn und ein bildhaftes Gedächtnis. So war es für ihn keine Schwierigkeit, die Saldana-Schwestern bis zum nördlichen Ende der Insel zu führen,

dorthin, wo er die »Estrella Negra« gesehen hatte. Die Gewitterwolken hüllten Marmossa und die See in Nachtdunkel, der Regen bewirkte ein Weiteres – aber bei jedem Blitz konnte Zamorra die Umrisse des Passagierdampfers erkennen.

Eine Viertelstunde, mehr Zeit benötigten sie nicht. Als erster erreichte Zamorra den Abgrund. Ja, der felsige Boden endete in einem scharfen Abbruch. Vor seinen Schuhspitzen ging es schätzungsweise dreißig Meter in die Tiefe.

»Wir können nicht springen«, rief Rosa, »wir würden uns die Knochen brechen!«

Zamorra lächelte beruhigend. »Keine Angst, ich habe schon einen Abstieg entdeckt. Passen Sie gut auf sich auf. Der Untergrund wird schlüpfrig sein, Sie müssen jeden Schritt absichern, bevor Sie riskieren, auszurutschen und abzustürzen.«

Micaela und Rosa Saldana schauten sich an. Ihre Gefühle waren gemischt, das war ihren Mienen anzusehen. Es war eben kein Vergnügen, inmitten eines tobenden Gewitters einen Abhang hinunterzuklettern.

Zamorra steuerte auf den Einschnitt zu, den er in der Klippenküste entdeckt hatte. In der Tat führte eine Art Treppe in die Tiefe. Natürlich konnte man sehr leicht ausgleiten, und die groben Stufen waren nicht breit, endeten rechts direkt an der Steilwand, links im Nichts. Der Professor und die beiden Frauen bewegten sich auf einem höllischen Pfad.

Zamorra führte. Er war heilfroh, Gummisohlen unter den Schuhen zu haben.

Plötzlich, sie hatten ein Viertel des Weges zurückgelegt, stieß Micaela einen spitzen Schrei aus. Zamorra wandte sich um. Gerade rechtzeitig, um nach der Hüfte der Schwarzhaarigen zu greifen und sie aufzufangen. Micaela hatte das Gleichgewicht verloren. Nicht, weil sie ausgerutscht, sondern weil sie mit dem linken Fuß ins Leere getreten war.

Zamorra hielt sie fest. »Sie sollten die Schuhe ausziehen«, riet er.

»Auch Sie, Rosa. Sie fühlen dann besser mit den Fußsohlen, ob Sie festen Boden oder ein tückisches Felsloch vor sich haben.«

Die Schwestern befolgten den Rat. Auf diese Art bekamen sie wirklich mehr Sicherheit. Bis zur Ankunft auf dem schmalen Landstrich am Fuß der Klippen ereignete sich kein Zwischenfall mehr.

Zamorra blickte zur »Estrella Negra« hinüber.

Das Schiff war nicht hundert, sondern gute dreihundert Meter entfernt. Wegen der Klippen hatte das vom Hügel aus, auf dem sich die Knochengrube befand, die Augen getäuscht. Zamorra und seine Begleiterinnen standen vor der Entscheidung, sich in den Atlantik fallen zu lassen und mit den Wogen zu kämpfen. Der Professor traute

sich die Kraftprobe zu. Aber die Frauen – würden sie es jemals durchhalten?

»Himmel hilf«, stammelte Micaela, »soll es jetzt doch noch scheitern?«

»Wagen wir es«, sagte Rosa.

Zamorra kniff die Augen zusammen. »Einen Augenblick. Ich habe ein Felsloch entdeckt. Vielleicht gibt es dort drüben etwas Ähnliches wie eine Grotte, von der aus wir eine günstigere Ausgangsposition haben.«

Er ging voran. Sie folgten ihm. Ungefähr eine Minute später hatten sie eine Höhle betreten, in der nur zwei schmale Gesteinsränder aus dem Wasser ragten. Der Rest der Unterseite lag unter Wasser. Und in diesem Hafenbecken schaukelte eine Schaluppe!

Es war ein großes, gut erhaltenes Boot für ein Dutzend Passagiere mit fest installiertem Motor an der Heckseite. Wie Zamorra feststellte, waren alle Teile tadellos erhalten.

»Es muß Fischern gehört haben«, sagte er. »Armen Teufeln, die von den Geistermatrosen umgebracht wurden. Steigen wir ein.«

Wenig später hatte er den Motor zur Zündung gebracht. Hustend liefen sich die Kolben warm. Es gab einige volle Reservekanister, aus denen Zamorra Sprit in den Tank laufen ließ.

»Wir fahren sofort mit direktem Kurs auf die ›Quimper‹ ab«, entschied er. »Es gibt einen Kompaß und einen Sextanten. Keine Schwierigkeit also, die Richtung zu berechnen und zu halten. Seetüchtig ist der Kahn auch, denn sonst wäre er wohl kaum hier. Und zuletzt gibt es einen sehr triftigen Grund, nicht die ›Estrella Negra‹ zu kapern: Wir würden viel Zeit damit verlieren, sie in Gang zu setzen, falls wir das überhaupt schaffen würden.«

Er lenkte die Schaluppe aus der Grotte. In den nächsten Minuten mußte er schwitzen. Es war nämlich nicht einfach, das schwere Motorboot ohne Havarie zwischen den aus dem Meer ragenden Klippen hindurchzulenken.

Endlich war es geschafft. Zamorra drehte voll auf. Er staunte, wie schnell die Schaluppe war. Sie brachte gute dreizehn bis vierzehn Knoten.

»Sie sind doch ein Genie«, strahlte Rosa Saldana.

***

Das Gewitter krachte wie Kanonendonner. Die Blitze schlugen wiederholt in verkrüppelte Bäume der Insel Marmossa ein und verwandelten sie in Kohlengebilde. Sturmböen peitschten das Land. Der Regen hatte sich in Hagel verwandelt. Eine Stunde tobte das Unwetter nun.

Aber Raspani lachte nur.

Breitbeinig stand er vor dem Tisch, stemmte die Knochenhände in die

Seiten, und schleuderte dem Himmel die übelsten Verwünschungen entgegen.

»Niemand wird mich in die Knie zwingen«, grölte er, »auch die verborgensten Mächte nicht. Raspani trotzt allen!«

Er bückte sich nach dem Eimer, um einen Kraken oder eine Muschel zum Vorschein zu befördern. Er griff auf kahles Metall. Der Eimer war leer. Raspani versetzte ihm einen Fußtritt. Dann machte er sich auf den Weg zu seinen Geistermatrosen. Die drei, die vorher bei ihm gewesen waren, hatten sich vor einiger Zeit abgesondert, um ihren Kameraden Gesellschaft zu leisten.

Raspani stapfte zum Knochenhügel. Als er die zuckenden Schauergestalten sah, lachte er wieder. Er malte sich in allen Phasen aus, wie sie sich am Abend vergnügen würden, wie sie die Gefangenen zurichten würden. Er konnte es kaum erwarten.

Der Schwarzgekleidete mit dem abstoßenden Gesicht wandte sich der Grube zu. Kichernd schaute er nach unten, wartete auf den nächsten Blitz. Er wollte sich an Zamorras bleichem Antlitz weiden, an den weit aufgerissenen Augen der Frauen, an ihren Schreien…

Plötzlich verzerrte sich sein Mund.

»Fort«, heulte er, »sie sind fort!«

Er fuhr herum. Wütend stierte er die Geister an. Sie hatten seinen Ruf vernommen und hatten sich aufgerichtet. Keiner von ihnen dachte jetzt noch daran, Kraken zu fressen oder sich mit irgendwelchen Dingen die Zeit zu vertreiben. Die Scheusale hatten grenzenlose Angst vor ihrem Herrn. Wie er nun näher kam, die Fratze von ohnmächtigem Zorn gezeichnet, konnten sie sich nicht seinem Bannkreis entziehen. Sie standen wie auf dem Fleck festgenagelt.

»Warum habt ihr sie entkommen lassen?« fauchte Raspani.

Die Geister wimmerten und jammerten. Sie wußten, was dies bedeutete. Sie hatten einen Fehler gemacht. Die Folgen trugen sie. Gegen den Schwarzgekleideten konnten sie sich nicht wehren, denn er war ihr Herr, und sie als Untertanen hatten seine Demütigungen und Züchtigungen zu ertragen.

»Sprecht!« brüllte er.

Jäh überschlugen sich die Stimmen der Schrecklichen. Einer versuchte, den anderen zu übertönen.

»Weit können sie nicht sein!«

»Ihnen nach!«

»Wir kriegen sie noch!«

Raspani grinste teuflisch. »Wir erwischen sie in jedem Fall noch. Wenn sie nicht im Meer ertrinken, finden wir sie irgendwo auf Marmossa oder gar auf der ›Estrella Negra‹, falls sie so töricht sind, sich dort zu verstecken. Nun gut – zu euch, meine lieben Freunde. Antwortet: Habe ich euch nicht aufgetragen, strengstens über sie zu

wachen?«

Die Geister schluckten und stammelten.

»Ihr Lumpen!« schrie Raspani. Dann sprang er auf sie zu und hieb nach ihnen. Er trat und schlug, schaffte immer zwei von ihnen auf die Seite. Binnen Sekunden hatte er sie allesamt zu Boden befördert.

Die scheußlichen Gestalten jaulten vor Schmerz. Einige wollten sich aufrichten, aber es mißlang, weil sie von Raspanis neuerlichen Tritten gegen die Totenschädel getroffen wurden. Schluchzend wälzten sie sich am Boden.

»Es darf nie wieder geschehen«, dröhnte die Stimme des Schwarzgekleideten. »Schwört mir, daß es nie wieder passiert, sonst befördere ich euch in den schwärzesten Schlund der Hölle, wo ihr für ewige Zeiten schmoren müßt!«

»Nein«, winselten die Geister.

»Schwört!«

Sie brachten Ordnung in ihre Knochen, setzten sich auf und rückten eilfertig zusammen. »Wir schwören es, Herr«, sagten sie dann im Chor.

Raspani atmete tief durch. »Ja, so ist es gut. So gefällt ihr mir wieder! Aber vergeßt nicht: noch ein Fehler, und ich habe kein Erbarmen mehr mit euch. Ihr habt es auf die Spitze getrieben.«

Sie senkten die Köpfe.

»Packt euch nun«, herrschte er sie an. »Wir laufen zum Schiff. Wir werden keine Viertelstunde benötigen, um sie mit dem magischen Spiegel zu entdecken.«

Kurz darauf eilten sie im Laufschritt auf die Küste zu, vierzehn Knochengestalten, die vor der Brandung nicht haltzumachen brauchten. Gespenstisch hoben sie sich etwas in die Luft. Gleich darauf huschten sie über die Wellen hinweg. Für die Untoten gab es kein Hindernis.

Sie gelangten an den gigantischen Passagierdampfer. Sofort schwang Raspani die Bordwand empor, glitt auf das Promenadendeck und suchte den Musiksalon auf.

Er setzte sich an die Orgel. Kalt fixierte er den Spiegel, während seine Krallenfinger die Tasten traktierten und die dreizehn Geistermatrosen tuschelnd am Eingang Aufstellung nahmen.

Das Bild der Schaluppe erschien auf dem Spiegel.

Raspani preßte die Finger auf einem Mollakkord fest. Wieder verzerrte sich sein bleiches Gesicht. »Sie sind schon weit auf die See hinaus«, würgte er, »wir müssen uns beeilen. Sie wollen die ›Quimper‹ erreichen! Los, ihr Halunken, bringt die ›Estrella Negra‹ in Gang!«

***

Zamorra war von der Widerstandsfähigkeit der Schaluppe angenehm überrascht. Seit einer Stunde steuerten sie unter strenger Einhaltung

der Richtung nach Nord-Nordost. Das bedeutete indes nicht, daß die Biskaya unter ihnen ruhiger wurde. Im Gegenteil: Je weiter sie in das Herz des Golfes vorstießen, desto urweltlicher wurde das Gewitter und damit der Sturm.

Die Windstärke betrug inzwischen mindestens 8. Regen peitschte auf die Schaluppe nieder, dann Hagel, dann wieder Regen. Rosa und Micaela schöpften Wasser. Das war alles. Mehr trauten sie nicht zu tun, um seetüchtig zu bleiben.

Energisch stampfte das Fischerboot gegen die Wellen an. Zamorra stand gebückt am Ruder und prüfte immer wieder den Richtungsweiser des Kompasses.

»Wie weit noch?« rief Rosa.

»Rund zehn Seemeilen«, erwiderte der Professor. Aber das war untertrieben. Er wußte nicht, wo sich die »Quimper« genau befand.

Aber im günstigsten Fall hatten sie noch zwanzig bis fünfundzwanzig Seemeilen zurückzulegen.

Zamorra wollte den Schwestern Mut machen. Sie taten ihm leid, wie sie durchnäßt und zu Tode erschöpft dastanden und Salzwasser aus der Schaluppe schöpften. Die Erfahrung, die sie in den letzten Stunden gemacht hatten, würde unauslöschlich in ihren Hirnen haften bleiben. Würden sie sie verarbeiten können? Rosa bestimmt.

Aber die temperamentvolle Micaela?

Zamorra wagte nicht daran zu denken, was ihnen noch bevorstand. Es würde eine Fleißarbeit sein, auf den Grund des Meeres zu tauchen und nach dem Amulett zu suchen. Wenn er es fand, stand immer noch die Wahrscheinlichkeit gegen ihn, daß Raspani die Flucht bemerken und voll Wut einschreiten konnte, bevor er den Talisman in Anwendung bringen konnte.

Der Professor hatte die flachen Behälter durchstöbert, die sich unter den Sitzbänken der Schaluppe befanden. Ein Fernglas hatte er nicht gefunden, geschweige denn ein Funkgerät. Lediglich eine einfache Leuchtkugelpistole gab es. Aber sie hatte nur eine Patrone.

Erstens war es fraglich, ob die funktionierte, zweitens wußte Zamorra nicht, wem er signalisieren sollte.

Bis zu dem Zeitpunkt, an dem er einen hellen Lichtschein am Horizont ausmachte. Ein Schiff bewegte sich unter voller Beleuchtung durch die Gegend – oder jemand hatte einen Suchscheinwerfer eingeschaltet? Suchte man nach ihnen?

Kaum möglich, dachte Zamorra.

Dennoch brachte er die Leuchtpistole in Anschlag. Er krümmte den Zeigefinger um den Abzug, riß durch – vergebens. Die Patrone blieb im Lauf.

Zum Glück öffnete er die Pistole. Er stellte fest, daß es sich bei der Patrone um ein Randfeuergeschoß handelte. Die konnten im

Gegensatz zu den Zentralfeuergeschossen manchmal auch bei neuen Waffen fehlzünden. Zamorra versuchte also, die Patrone in der Kammer zu drehen. Es gelang.

Er klappte die Pistole zu, hob sie von neuem. Regen klatschte gegen den Rahmen und den Lauf. Zamorra hatte nicht viel Hoffnung, daß es noch klappen würde. Trotzdem zog er mit dem Ehrgeiz des Verbissenen durch.

Das Geschoß fauchte aus dem Lauf. Jetzt erreichte es über ihren Köpfen den toten Punkt, sackte etwas tiefer und platzte dann auseinander. Strahlend rutschte der gelb flackernde Kern der Leuchtkugel dem Meer entgegen. Ungefähr zehn Sekunden hielt der Zauber an, danach tauchte das Projektil in die Fluten.

Der Professor preßte die Lippen zu einem Strich zusammen.

Falls die Besatzung des fremden Schiffes die Leuchtpatrone durch einen unglücklichen Zufall nicht bemerkt hatte, war es aus.

Plötzlich zuckte über dem Strahl des Suchscheinwerfers eine rote Flamme empor. Was wie Feuerschein wirkte, war in Wirklichkeit ein zweites Leuchtgeschoß – die Fremden hatten sie gesehen und antworteten. Sie wollten ihm zu Hilfe kommen.

Unwillkürlich blickte sich Zamorra um.

Das Schrecklichste, was jetzt geschehen konnte, war ein Zusammenstoß mit der »Estrella Negra«. Aber von dem Geisterschiff war weit und breit nichts zu sehen. Hatte Raspani aufgegeben? Unmöglich. Der Professor redete sich ein, der Gegner habe das Fluchtmanöver eben noch nicht bemerkt.

Der Suchscheinwerfer rückte näher.

Zamorra und die Saldana-Schwestern wurden etwas geblendet.

Der Professor konnte beim besten Willen nicht feststellen, was dort auf sie zugedümpelt kam – ein Kreuzer oder Kutter der Küstenwacht, eine private Jacht, ein Frachtdampfer…

Für Sekunden beschlich ihn die unheimliche Ahnung, er sei einem Trick aufgesessen. War es möglich? Sollten sie wirklich dazu verdammt sein, mit der »Estrella Negra« zusammenzuprallen? Selbstverständlich war Raspani auch dies zuzutrauen. Daß er sie heimlich überholt hatte und sie nun mit einem Scheinwerfer zum Narren hielt.

Nein, der Fremde war nicht so groß wie ein Passagierdampfer der Jahrhundertwende. Zamorra fiel ein Stein vom Herzen. Seine Nerven hatten ihm einen üblen Streich spielen wollen.

»Wir sind gerettet!« rief Micaela aus.

Rosa kroch über die Querbänke und setzte sich neben Zamorra.

»Professor, nehmen Sie es mir nicht übel, ich bin nun mal eine unverbesserliche Pessimistin. Was tun wir, wenn Raspani uns folgt?«

»Ich grüble auch darüber nach«, sagte er. Er mußte auf sie

hinunterblicken. Dabei fiel ihm auf, wie gut sie für ihre fünfunddreißig Jahre aussah. Durch die vom Regen aufgeweichten Kleider wirkte sie fast nackt, aber es war eine nicht kompromittierende Nacktheit, vielmehr der Ausdruck von Hilflosigkeit, Ermattung. Zamorra setzte sich ebenfalls und legte den Arm um sie.

Das Schiff der Helfer war nun heran.

Plötzlich schwenkte der Suchscheinwerfer nach Steuerbord. Zamorra konnte jetzt den Schriftzug am Bug des weißen Schiffes erkennen. »Quimper« las er.

»Das – ist unmöglich!« rief er.

»Ich sehe den Kopf eines Mannes im Cockpit«, sagte Rosa.

»Bill Fleming!« brüllte Zamorra. Dann hielt ihn nichts mehr. Er stellte das Ruder fest, sprang auf und gestikulierte mit den Armen.

Fleming winkte zurück. Er ließ die Maschinen der Jacht rückwärts laufen und drehte langsam bei.

Zamorra beobachtete, wie Nicole Duval aus der Kajüte kam. Sie hatte sich Pullover und Windjacke übergezogen.

»So eine Sekretärin gibt es kein zweites Mal«, murmelte Zamorra.

Er stoppte die Fahrt der Schaluppe. Sie brauchten nur noch zu warten, bis die »Quimper« gegen die Bordwand tupfte. Nicole warf ein Tau, Zamorra fing es auf und machte es an den Bänken fest.

Wenig später sprangen sie an Bord der Jacht.

»Chef«, jauchzte Nicole. Sie umarmte Zamorra und drückte ihm einen grundehrlich gemeinten Kuß auf. Bill Fleming kam aus dem Cockpit herunter. Er schickte die Saldana-Schwestern in die Kajüte, wo es trockene Kleidung gab und wo sie vor dem Regen geschützt waren.

»Chef, ich möchte nicht wissen, was Sie erlebt haben«, sagte Nicole mit sorgenvoll gefurchter Stirn.

»Eben. Ich erzähle Ihnen am besten nichts. Sie würden es ohnehin nicht glauben.«

»Raspani hat Sie entführt, nicht wahr?«

»Ja. Wie haben Sie und Bill die ›Quimper‹ gefunden?«

Sie erzählte es ihm. »Bill tankte sie mit Diesel aus der anderen Motorjacht auf, nachdem er getaucht war. Wir fuhren aufs Geratewohl los und gerieten in dieses gräßliche Gewitter. Ach, habe ich Ihnen gesagt, daß Bill das Amulett gefunden hat?«

»Sie scherzen!«

»Doch nicht jetzt, Chef.« Nicole nestelte etwas aus ihrer Windjacke. Es war der silberne Talisman. Rasch drückte sie ihn dem Professor in die Hand.

»Sie wissen nicht, welch unschätzbaren Dienst Sie der Wissenschaft erwiesen haben«, sagte Zamorra leise. Er preßte das Amulett gegen sein Herz. »Sagen Sie, Nicole, tragen Sie eine Kette? Falls Sie sie mir

leihen könnten, wäre ich ruhiger. Ich möchte das Amulett nicht noch einmal verlieren.«

Sie blickte ihn forsch aus ihren gesprenkelten Augen an. Dann zog sie den Reißverschluß der Windjacke etwas auf, führte die Hände hinter dem Hals zusammen und band den kleinen goldenen Anhänger ab, den sie über den Brusthügeln trug. »Bei alledem bezweifle ich bloß noch immer, daß das Amulett mehr ist als eine Art besserer Hasenpfote.«

Zamorra schaute zu Bill Fleming hinüber, der aus der Kajüte heraufkam und wie paralysiert auf den oberen Stufen des Niedergangs stehenblieb. »He«, rief er, »seht doch, wir kriegen Besuch! Das darf doch nicht wahr sein!«

Nicole wandte den Kopf. Auch sie entdeckte jetzt den gewaltigen Leib des hell erleuchteten Passagierdampfers, der in rasender Fahrt durch die Fluten – nein, über die Fluten hinweghuschte.

»Ich hoffe, ich kann Ihnen jetzt beweisen, daß das Amulett magische Kräfte besitzt«, versetzte Zamorra.

Nicole Duval war bleich um die Nase.

***

Bill Fleming wollte ins Cockpit hasten, aber Zamorra hielt ihn zurück.

»Bill, es hat keinen Zweck zu fliehen. Bring Nicole bitte zu Rosa und Micaela Saldana und bau dich vor dem Kajüteingang auf. Denk daran, daß du im Gefahrenfall nichts, rein gar nichts gegen die Geistermatrosen unternehmen kannst – sie sind unverletzbar, können durch Wände gehen. Rufe mich, sobald sie auf dich zurücken.«

Fleming wollte protestieren. Aber er sah den bitteren Ernst in der Miene seines Freundes. Deshalb beschränkte er sich auf ein simples »Okay«, mit dem er auf dem Absatz kehrtmachte und wieder auf dem Niedergang Position bezog. Nicole war unterdessen bereits in die Kajüte geeilt.

Zamorra betrachtete die »Estrella Negra«. Sie kam ihm größer vor als je zuvor, aber er wußte, daß es eine optische Täuschung war.

Wahrscheinlich verstärkten Blitze und Donner das Unheimliche der Erscheinung – oder es waren seine Nerven, die nun doch die Folgen der vergangenen Stunden präsentierten. Zamorra gab sich keinen längeren Mutmaßungen hin. Er führte Nicoles Kette durch die Öse des Amuletts. Dann hängte er sich den Talisman um den Hals. Sorgfältig prüfte er den Verschluß. Noch einmal sollte ihm der silberne Anhänger nicht in den Atlantik fallen, das schwor er sich.

Orgelmusik tönte auf.

Raspani hatte seinen Platz im Musiksalon eingenommen und heizte die Geistermatrosen mit seinen Derwischmelodien an. Prompt

erschienen die Scheußlichen an Deck. Sie bewegten sich zum Rhythmus der Musik. Wieder sah der Professor ihre Säbel blitzen. Die scharfen Klingen wurden von der Beleuchtung des gigantischen Schiffes und von den Blitzen zum Blinken gebracht.

Zamorra wußte nun, daß Raspani vor seinem magischen Spiegel saß. Und ihm war auch bewußt, daß der Schwarzgekleidete ihn und die anderen unablässig beobachtete. Es gab keinen Schritt, den er nicht überwachen konnte. Keinen Augenblick glaubte Zamorra daran, daß der Kapitän des Geisterschiffes übertrieben hatte.

Die Orgelklänge bündelten sich, wütender wurde die Melodie vorangetrieben. Diesmal war es kein Trauermarsch, sondern eine Hymne des Triumphes. Raspani nahm seinen Sieg zumindest gedanklich vorweg.

Es mochte Zufall sein. Aber unter dem Heranrauschen der »Estrella Negra« entwickelten Gewitter und Sturm ihre Höhepunkte. Es hagelte förmlich Donner und Blitze, und Brecher spülten ihre Gischtkronen bis hoch über die Reling der Motorjacht »Quimper«.

»Beginne, Raspani«, murmelte Zamorra. »Worauf wartest du?«

Er wußte nicht, ob der Schwarzgekleidete seine Stimme vernehmen konnte. Jedenfalls ging Raspani nicht auf seine provozierenden Worte ein. Eine große Schleife zog die »Estrella Negra« um die Jacht, erst dann hob sie sich auf fünf bis sechs Meter über die schäumende See hinaus und schwebte endgültig auf den Feind zu.

Zamorra verharrte auf dem Achterdeck.

Heulend flankten die Geistermatrosen über die Reling, sobald der Passagierdampfer über der »Quimper« stehenblieb. Sie waren vollzählig, die dreizehn Schauergestalten. Sie nahten, um Raspanis Blutauftrag zu erfüllen, aber auch, um Rache für das Ende ihrer beiden zu Staub zerfallenen Kameraden zu üben.

Der Professor ließ sie herankommen. Er wollte, daß sie bis zum Achterdeck vorrückten. Er zwang sich zur Gelassenheit und studierte ihre abstoßenden Totenfratzen. Wütend rannten sie auf ihn zu, ihre Knochenfüße klapperten auf den Planken.

Der erste Geist war dicht vor Zamorra. Er hob den Säbel. Dann stellte er sich jedoch auf die Seite und wartete, bis die anderen heran waren. Zusammen mit ihnen wollte er zuschlagen, nicht allein.

Zamorra hatte ausgehalten. Es hatte viel Selbstbeherrschung gekostet, unter der schwingenden Klinge ruhig zu bleiben. Jetzt aber, da sich die dreizehn Scheusale zu einem Kreis um ihn versammelt hatten, konnte er sich endlich gegen sie behaupten.

Er holte das Amulett hervor.

Sie begannen zu fluchen. Mit glühenden Augen rissen sie die Säbel hoch. Bevor er die Macht des Talismans ausspielen konnte, wollten sie ihm das Haupt abschlagen.

Doch Zamorra handelte blitzschnell. Er hielt ihnen das Amulett entgegen. Dann drehte er sich um die Körperachse. Und es zeigte sich, daß der silberne Anhänger im Wasser der Biskaya nicht an Kraft verloren hatte. Die Geister hätten ihn in diesem Augenblick gern hingerichtet, aber sie schafften es nicht mehr, die Waffen gegen ihn zu erheben. Schlaff rutschten ihre Knochenarme nach unten und mit ihnen die Säbel. Vereinzelt klirrten sie zu Boden.

Die Schauergestalten brachten es nicht einmal fertig, mit den Fäusten gegen das Amulett zu boxen oder danach zu beißen, um sich von dem verhängnisvollen Bann zu befreien, den es ihnen auferlegte. Nein, sie erstarrten auf dem Fleck. Unfähig, sich vor oder zurück zu bewegen.

Zamorra machte einen Schritt auf den Nächststehenden zu. Gleich darauf preßte er ihm das Amulett gegen die Knochenstirn und murmelte Beschwörungsformeln. Der Geist jammerte und stöhnte unter seinem Zugriff, aber er konnte sich nicht befreien. Blut füllte plötzlich seine Augenkammern aus und lief im nächsten Moment über die Kieferplatten und die gelblichen Zahnreihen. Ein erstickter Schrei, und der Schreckliche zerfiel zu Staub. Ein Häufchen weißer Asche, mehr blieb von ihm nicht übrig.

Zamorra nahm sich die anderen Gespenster vor. Den größten Teil der grausigen Horde zerrieb die Kraft des Amulettes zu Pulver – nur drei blieben zurück, bevor Raspani Mittel gegen die totale Vernichtung seiner Geistermatrosen ergriff.

Zamorra bemerkte es instinktiv. Gedankenschnell nahm er den Kopf hoch. Die »Estrella Negra« senkte ihren riesigen Rumpf auf die Jacht herunter, bereit, sie durch den Druck im Atlantik versinken zu lassen und damit die Besatzung zu ertränken.

Zamorra spürte, wie ihn das Grauen packte. Er riß das Amulett hoch. Er hatte es wieder in der Hand, diesmal aber besser durch die Kette mit den Fingern verbunden.

»Zurück mit dir, woher du gekommen bist!« schrie er dem Passagierdampfer entgegen. »O Himmel, gib mir die Kraft, diesem Spuk ein Ende zu bereiten!«

Vernichten konnte er die »Estrella Negra« durch das bloße Hochhalten des Amulettes nicht. Aber er erreichte wenigstens, daß sie die unheilbringende Bewegung einstellte. Ja, sie schwebte sogar wieder höher! Dann geschah etwas Eigenartiges.

Die grelle Orgelmusik verstummte in einem einzigen Mißklang.

Plötzlich schwankte die »Estrella Negra«, ein Zittern lief durch den Schiffsleib. Überall knackte und prasselte es in den Spanten. Rostbrocken und Holzteile fielen auf die »Quimper« nieder.

Zamorra hastete zum Cockpit. Binnen weniger Sekunden startete er die Maschinen, nahm halbe Kraft voraus. Die Motorjacht entzog sich allmählich dem Einflußbereich des Geisterschiffes. Keinen Augenblick

zu früh, denn die Kräfte der Finsternis, die es in der Luft gehalten hatten, reduzierten sich derart, daß es der Meeresoberfläche entgegenfiel. Mit gewaltigem Klatschen landete die »Estrella Negra« in den Fluten.

Die »Quimper« wurde hin und her geworfen. Zamorra mußte sich an der Reling festhalten, um nicht über Bord gerissen zu werden.

Trotzdem, die »Estrella Negra« ging nicht unter. Sie hielt sich wie durch ein Wunder noch auf dem Wasser.

Zamorra stürmte aufs Achterdeck. Zu seinem Entsetzen waren die drei übriggebliebenen Geistermatrosen verschwunden!

Plötzlich hörte er einen markerschütternden Schrei.

Es war die Stimme einer Frau.

Micaela Saldana…

Sie war mit ihrer Schwester und Nicole Duval in der Kajüte!

***

Die folgenden Ereignisse spielten sich im Bereich weniger Sekunden ab. Ihr Ablauf war nicht chronologisch, vielmehr waren es zwei oder drei Vorgänge, die gleichzeitig an Bord der »Quimper« erfolgten.

Zamorra raste zum Niedergang, nahm mehrere Stufen auf einmal, prallte gegen die nur halb offenstehende Tür der Kajüte. Unterdessen hatten sich die drei Frauen schreiend vor den Geistermatrosen in Sicherheit gebracht. Die Scheusale waren auf Anweisung ihres Herrn an Bill Fleming vorüber und durch die Wände geschlüpft, ließen ihre Säbel über den Köpfen von Rosa, Micaela und Nicole schwingen. Für kurze Zeit war der Bann des Amuletts von ihnen gewichen, und auf nichts anderes hatte Raspani gewartet. Doch Bill hatte sich ihnen geistesgegenwärtig in den Weg gestellt. Und dies war die Situation, die sich Zamorra präsentierte!

Fleming verbaute den Unheimlichen mit erhobenen Armen den Weg. Er hielt seine 45er Remington-Automatik in der Rechten, schoß.

Der Schuß detonierte krachend. Aber außer einer Stichflamme und einem Loch in der Kajütenwand richtete das Projektil nichts aus. Bill Fleming hatte glatt durch einen der Schrecklichen hindurchgefeuert.

Der Geist lachte hämisch.

Der neben ihm stehende Knochenmann hieb mit dem Säbel nach Fleming. Zamorras Freund prallte zurück, zog die Arme ein und wurde trotzdem an der Schulter erwischt. Blut schoß aus der Wunde. Bill ging stöhnend zu Boden.

Zamorra meinte, das Blut stocke ihm in den Adern. Unter Einsatz seines Lebens warf er sich nach vorn, deckte Bill mit seinem Körper.

Drei Säbel tanzten fürchterlich vor seinen Augen.

Zamorra streckte die Hand mit dem Amulett aus.

»Haltet ein«, keuchte er, »ich bin mächtiger als ihr!«

Für einen Augenblick sah es so aus, als wolle der Anblick des silbernen Talismans die drei Schauergestalten nicht beeindrucken.

Dann zeigte sich jedoch die Wirkung. Winselnd ließen die Knochenmänner die Waffen sinken. Sie starrten Zamorra an, unfähig sich zu regen. In ihren Blicken lag etwas sagenhaft Trauriges. Der Ausdruck des Hasses war von ihren Fratzen gewichen.

Zamorra näherte sich ihnen. Er mußte sie erlösen. Von ihren Grimassen durfte er sich nicht beeinflussen lassen. Sie von dem Fluch der Untoten zu erlösen, das bedeutete, ihnen endgültigen Frieden zu verschaffen.

Entschlossen drückte er dem ersten das Amulett auf die Stirn. Wie ein Lichtmal zeichnete sich der silberne Talisman auf dem bleichen Knochen ab. Zamorra überhörte das Jammern und Greinen des Gespenstes. Er sprach die Beschwörungsformeln und ließ nicht locker, bis die Gestalt endlich vor ihm zu Staub zerfiel. Das Blut, das eben noch die Augen des Scheußlichen ausgefüllt hatte, löste sich in nichts auf.

Zamorra beeilte sich, auch die beiden anderen zu vernichten.

Es gelang. Ihre Skelettleiber zerbröckelten. Drei Häufchen weißer Asche zeugten nur noch von der Tragödie, die in der Kajüte ihren Lauf genommen hatte.

Zamorra beugte sich über Bill Fleming.

»Keine Angst, es ist nur eine harmlose Fleischwunde.« Der Freund richtete sich etwas auf. »Sie tut zwar verdammt weh, aber Nicole wird mich verbinden. Kümmere dich lieber um das Schiff. Raspani darf dir nicht entkommen.«

Nicole Duval hatte sich bereits aus ihrem Versteck unter der Sitzbank erhoben. Mit bebenden Fingern öffnete sie den Erste-Hilfe-Kasten, holte Mullbinden, Pflaster und Schere heraus. »Gehen Sie nur, Chef. Wir basteln den guten Bill schon wieder zurecht. Schließ- lich sind wir drei Frauen.« Sie versuchte, ihrer Stimme einen festen Klang zu verleihen. Aber das mißlang. Schließlich hatte sie das eben Geschehene noch längst nicht verarbeitet.

»Gut, ich danke euch«, sagte Zamorra. Er sprang auf.

So schnell er konnte, hastete er nach oben. Ein Blick zu der Stelle, an der er die »Estrella Negra« zuletzt gesehen hatte – sie lag noch dort, offenbar unfähig, sich vom Fleck zu bewegen. Gleißende Blitze erhellten die Decks. Von Raspani war jedoch nicht einmal der Schatten auszumachen.

Zamorra kletterte ins Cockpit.

Bis zu dem gigantischen Passagierschiff waren 20 Meter oder knapp mehr zurückzulegen. Der Professor legte jedoch keinen besonderen Wert darauf, mit der tobenden See Bekanntschaft zu machen und mit den Wellen zu kämpfen. Er vollführte ein Wendemanöver und hielt

mit der »Quimper« direkt auf den Dampfer zu. An der Steuerbordseite der »Estrella Negra« hing ein Fallreep herab.

Vielleicht hatte Raspani vergessen, es bei dem hastigen Aufbruch von Marmossa einzuziehen, vielleicht war es seit fünfundsiebzig Jahren dort angebracht. Dem Professor jedenfalls kam es als ideale Aufstiegsmöglichkeit zugute.

Er ging längsseits. Richtig anlegen konnte er mit der Jacht nicht. Es hätte eines zweiten Mannes bedurft, um dieses Manöver auszuführen. Zamorra beschränkte sich darauf, die Jacht so nah wie möglich an das Fallreep zu bringen. Dann stoppte er die Maschinen, verließ den Platz am Ruder und rannte auf das Vorderdeck.

Im Laufen band er sich das Amulett um. Dann handelte er kurz entschlossen. Trocken übersetzen konnte er nicht, dazu stürmte es zu sehr. Also hechtete er in die Fluten, teilte sie mit den Armen, brachte sich mit zwei Schwimmstößen an das Fallreep.

Zamorra zog sich auf die Plattform des Fallreeps. Geduckt lief er nach oben. Die Orgelmusik hielt immer noch an. Er wußte, daß er Raspani finden würde, solange der Kerl nicht aufhörte zu spielen.

Der Musiksalon mußte sich in Höhe des Sonnendecks oder des Promenadendecks befinden, denn in den tieferen Bereichen des Schiffsrumpfes – das ging aus Plänen hervor, wie sie Zamorra in den Büchern seines Bekannten Jules Bechet entdeckt hatte – hatten die Konstrukteure der Jahrhundertwende stets die Speiseräume, Büros, Schlafräume für Zwischendeckler und Mannschaftsunterkünfte einrichten lassen.

Der Professor hatte das obere Ende des Fallreeps erreicht. Er sah sich nach allen Seiten um. Raspani schien nach wie vor an seinem Instrument zu sitzen. Mit schrillen Dissonanzen breitete sich die Musik laut nach allen Seiten aus, eine höllische Sinfonie, ohne harmonischen Zusammenhang, zornig, verzweifelt.

Zamorra schlich über die Planken. Er betrachtete die Umgebung eingehend. Nichts entging seinem Blick. Weder die Rostlöcher in den Aufbauten noch die zerschlagenen Glasscheiben der Fenster oder die verrottete Einrichtung der Räume, die zerschlissenen Tapeten, die Fäulnis, die überall lagerte.

Er durchquerte Zimmer, die einmal Luxuskabinen gewesen sein mußten. Bald befand er sich im Rauchsalon, dann in einer Art Grillroom. Und immer begleitete ihn die scheußliche Komposition. Zamorra ging strikt den Geräuschen nach. Er kam der Orgel systematisch näher und damit auch dem Herrn der Geistermatrosen, auf den das gleiche Schicksal wartete, das seine Schauergestalten erlitten hatten.

Eines wollte Zamorra nicht in den Kopf: Wenn Raspani ihn durch den magischen Spiegel beobachtete, wieso bemerkte er dann seine Ankunft

nicht und brachte sich in Sicherheit? Wollte er dem Amulett trotzen – es auf eine Zerreißprobe ankommen lassen? Oder hielt er einen Trick in der Hinterhand?

Zamorra zog die Augenbrauen zusammen.

Die Orgelmusik war verstummt. Ganz unvermittelt.

***

Zamorra beschleunigte seinen Schritt. Er hetzte kreuz und quer durch einen Verbund von Räumen. Fast hatte er den Eindruck, sich in einem Labyrinth zu befinden. Aber er hatte den Klang der Orgel doch hundertprozentig sicher geortet, wie sich innerhalb der nächsten Sekunden herausstellte.

Plötzlich stand er im Musiksalon.

Er trat an der zerstörten Stützsäule vorüber auf die Orgel zu. Die Bank war leer. Aber die aufgeklappten Manuale und die gezogenen Register und schließlich der noch ächzende Blasebalg unterstrichen deutlich, daß sich Raspani bis vor Augenblicken noch an dem Instrument befunden hatte.

Zamorra schaute auf den kleinen freien Platz zwischen den Orgelpfeifen. Dort hing ein Draht, und zwar so komisch verdreht, daß Zamorra annehmen konnte, daß hier ein Gegenstand gehangen haben mußte. Ein Bild – oder ein Spiegel…

Der magische Spiegel!

Raspani hatte ihn mitgenommen, und jetzt beobachtete er ihn von einem anderen Versteck aus. Von wo? Steckte er in den Nebenräumen? Oder irgendwo jenseits des Mittelganges? Oder schon auf einem anderen Deck, an der Reling, bereit, sich vor dem Amulett zu retten?

Zamorra schaute sich um. Der Musiksalon hatte eine Verbindungstür, wahrscheinlich zum Gesellschaftssaal hin, aber die Tür war verschlossen. Er bewegte die Klinke mit der Hand. Sie quietschte. War nahezu festgerostet. Erstaunlich, daß hier überhaupt noch Schlösser funktionierten!

Plötzlich vernahm er ein Geräusch hinter sich.

Er drehte sich ruckartig um. Die Haupttür flog krachend zu. Draußen drehte jemand einen Schlüssel um. Raspani! Zamorra hörte, wie der Kerl kicherte.

Zamorra stürzte an die Tür, ließ die Hand auf die Klinke fallen. Zu spät! Raspani hatte ihn bereits eingesperrt.

»Raspani!« schrie er.

»Verrecke, du Wurm«, kam es zurück. »Ich bringe das Schiff zum Sinken und lasse dich und dein verfluchtes Amulett für ewige Zeiten auf dem Grund des Meeres verschwinden!«

»Du schaffst es nicht. Gib auf!«

»Nie!«

Schritte entfernten sich. Zamorra fackelte nicht lange. Er machte ein paar Schritte zurück, nahm Anlauf, warf sich mit voller Wucht gegen die Tür. Sie gab etwas nach, aber nicht genügend, um aus dem Riegel zu springen. Es war wie verhext! Das ganze Schiff moderte und faulte, aber ausgerechnet die Tür des Musiksalons war noch so solide, daß es mindestens eines Dutzend Rammstöße bedurfte, um sie zu sprengen. Zamorra überlegte sich, daß die Wand eine Eiseneinlage haben mußte.

Er versuchte es mit der Verbindungstür. Das Ergebnis fiel nicht besser aus. Natürlich, er konnte mit einiger Ausdauer sein Gefängnis kaputtkriegen, aber das war eine zeitraubende Arbeit, und Zeit durfte er nicht mehr verlieren, denn sonst schaffte er es nicht mehr, den Geisterkapitän zu erwischen.

Er schaute zu dem Loch hinauf, das in der Decke klaffte. Mit einem Sprung konnte er es erreichen. Fragte sich nur, ob der Rand sein Gewicht hielt oder gleich unter seinem Griff zerbröckelte…

Er versuchte es.

Anlauf nahm er quer durch den gesamten Raum, dann stieß er sich mit den Beinen ab und flog dem Loch entgegen. Er bekam den Rand günstig zu fassen – das Deckenmaterial ächzte unter seiner Last, aber er konnte sich doch bis nach oben ziehen, um die Füße auf den Boden des höher liegenden Decks zu setzen.

Zamorra grinste grimmig. Jetzt kam es nur noch auf seine Schnelligkeit an. Denn eines stand für ihn fest: Da Raspani keinen magischen Einfluß mehr auf das Schiff hatte, konnte er es auch nicht durch übersinnliche Kräfte zum Sinken bringen. Er mußte schon die Schotten öffnen, falls er seine Drohung wirklich wahrzumachen gedachte…

Die Hauptschotten mußten sich fünf bis sechs Decks tiefer befinden!

Zamorra rannte auf den nächsten Gang hinaus, fing sich, hetzte zur Treppe, die wieder zum Promenadendeck hinabführte. Eine der Stufen brach unter seinem Körpergewicht. Aber er erreichte ungehindert das Promenadendeck. Von hier aus gelangte er ins Unterdeck, dann in den Speisesalon.

Der einzige Tisch, an dem die Geister offensichtlich eine ihrer widerwärtigen Mahlzeiten gehalten hatten, war von einer feuchten Schicht bedeckt. Auch der Boden war feucht – Zamorra mußte aufpassen, nicht auszurutschen. Er stolperte in die Küche hinab. Hier entdeckte er die Spuren. Raspani hinterließ eine Fährte. Er war so schlau gewesen, ausgerechnet durch den schlüpfrigen Speisesalon zu laufen. Jetzt waren seine dürren Füße so weit benetzt, daß sie Abdrücke hinterließen, die Muster von jeweils fünf gespreizten Knochen.

Er war voll Haß, aber auch seine Angst war unverkennbar. Sonst

hätte er niemals einen so gravierenden Fehler begangen. Zamorra brauchte nur der Fährte zu folgen. Auf diese Weise gelangte er ein Deck tiefer in die ehemalige Schlachterei der »Estrella Negra«. Danach, wieder ein Deck weiter unten im Bauch des Geisterschiffes, hatte er den Laderaum vor sich. Gähnende Leere und Dunkelheit empfingen ihn.

Zamorra verharrte. Er wartete, bis sich seine Augen an die Lichtverhältnisse gewöhnt hatten. Er kauerte auf dem Treppenabsatz.

Das Geländer gab ihm einigermaßen Deckung, so daß er hoffen konnte, daß Raspani ihn nicht entdeckte, falls er hier steckte.

Atemzüge vernahm Zamorra nicht. Ein Geist atmet nicht. Aber die Schritte des Untoten waren deutlich zu vernehmen. Harte, schleppende Geräusche – die Laute, die Knochenfüße auf dem Untergrund hinterließen.

Gleich darauf sah der Professor ihn. Raspani schlich fast auf ihn zu. Wahrscheinlich hatte er zuvor einen Abstecher in den Proviantraum unternommen, um das Schott zu öffnen – ja, jetzt war deutlich das anschwellende Rauschen zu hören! Die »Estrella Negra« füllte sich mit Wasser.

Raspani mußte an Zamorra vorüber, um zu dem Hauptschott des Laderaums zu gelangen. Der Professor machte seine Umrisse immer besser aus. Dann schälte sich das bleiche, grauenvolle Gesicht des Untoten aus der Dunkelheit. Raspanis Mund war verzerrt. Unverständliche Laute kamen über seine von Lippenresten bedeckten Zähne.

Jetzt! schoß es Zamorra durch den Kopf.

Er sprang. Im nächsten Moment stand er vor dem Unheimlichen.

Und ehe Raspani ausweichen konnte, hielt er ihm das Amulett vor die Fratze.

»Vade retro, Satanas«, sagte Zamorra. »Das Spiel ist aus, Raspani.«

»Nein…«

»Du wirst endlich Erlösung finden. Stell dich freiwillig. Es nützt dir nichts, dich aufzulehnen.« Er näherte sich dem Geisterkapitän und stellte fest, daß sich der Kerl unter dem Einfluß des Talismans zunehmend versteifte. Immer wieder stieß Zamorra die Beschwörungsformel aus.

Der Untote rang die Hände. »Laß mich meine Rache vollenden. Ich werde dich fürstlich belohnen, Zamorra! Du kannst doch nicht zulassen, daß ich, nachdem ich fünfundsiebzig Jahre auf den letzten Akt der Erfüllung meines Schwurs gewartet habe, so schauderhaft abbrechen muß. Besiegeln wir einen Pakt. Nur noch die beiden Schwestern, dann ziehe ich mich freiwillig zurück. Dir gebe ich Gold und Silber, das ich in einer der Grotten auf Marmossa gehortet habe.«

»Dein Weg ist mit Leichen gepflastert, Raspani«, gab Zamorra mit

kalter Stimme zurück. »Du hast mindestens zwei Dutzend Menschen auf dem Gewissen. Und das alles wegen eines unsinnigen Rachevorhabens, bei dem du dich an den armen Teufeln schadlos gehalten hast, die keinerlei Schuld an dem Untergang der ›Estrella Negra‹ hatten.«

»Du irrst. Sie waren schuldig, alle!«

»Schuld vererbt sich nicht.«

»Laß mich durch, Zamorra!«

»Nein.«

»Dann gehe mit mir unter!« brüllte Raspani. Mit diesen Worten warf er sich dem Professor entgegen. Er wollte, daß Zamorra von dem sinkenden Schiff mit in die Tiefe gerissen wurde. Und seine Kraft reichte trotz des Amuletts noch aus, den Gegner zum Stürzen zu bringen.

Sie landeten in dem kniehohen Wasser, das bereits den Laderaum ausfüllte. Zamorra packte den Geist, hielt ihn fest. Raspani wollte schlagen und beißen, aber der Professor wich immer wieder geschickt aus. Schließlich bekam er den Schrecklichen in eine günstige Griffhaltung. Rasch preßte er ihm das Amulett gegen die Stirn.

»Dies ist dein Ende, Raspani!« rief er.

Der Geisterkapitän zuckte und schrie. Aber es nützte ihm nichts.

Unter der zerstörenden Kraft des Amuletts verwandelte er sich in ein blutendes Monster. Sein Anblick war schauderhaft. Nur allmählich wurde die Gestalt in den Händen des Professors starr. Dann zerbrach sie. Raspanis Geist zerfiel zu weißem Pulver, das sich im Wasser wie Zucker auflöste.

Zamorra richtete sich auf. Er hastete die Treppe hinauf, durchquerte die Schlachterei und den Speisesalon, so schnell ihn seine Füße trugen. Er kam bis zum Unterdeck. Hier spürte er, daß die »Estrella Negra« bereits gefährliche Schlagseite hatte. Er mußte sie verlassen, bevor sie kenterte und ihn begrub.

Zamorra kletterte durch eines der zerstörten Bullaugen. Es war groß genug, um seine Gestalt aufzunehmen. Er blickte ins Freie. Unter ihm bewegte sich die türkisblaue See. Es war etwas heller geworden, das Gewitter hatte seinen Höhepunkt überschritten. An Deck der »Quimper« waren die Gestalten von Nicole Duval, Bill Fleming und den Saldana-Schwestern zu erkennen. Sie entdeckten den Professor und winkten ihm aufgeregt zu.

Zamorra sprang. Er tauchte mit einem Kopfsprung in die Fluten.

Kaum wieder an der Oberfläche, tastete seine Rechte sofort nach dem Amulett. Es hing noch an der Halskette!

Ein paar Schwimmstöße brachten ihn der Motorjacht näher. Dann streckte Bill Fleming auch schon die Hand aus, um ihn an Bord zu ziehen, und Zamorra kletterte über die Reling.

Erst jetzt sah er richtig, in welch brenzliger Situation er sich befunden hatte.

Die »Estrella Negra« war im Begriff zu kentern. Kurze Zeit, nachdem Bill die Jacht aus dem Gefahrenbereich gesteuert hatte, kippte das Geisterschiff vollends zur Backbordseite über, nahm enorme Mengen Wasser auf und senkte den Bug in die Tiefe des Meeres. Es dauerte rund fünf Minuten, bis sie sich ihren Blicken völlig entzog.

Nur ein gewaltiger Strudel kündete noch von dem unheilvollen Passagierdampfer.

»Wir fahren zur Insel Marmossa«, sagte Zamorra. »Raspani hielt dort einen Schatz verborgen. Wir müssen ihn finden und herausbekommen, wer die Toten sind, die in der Knochengrube liegen. Ich schätze, das Gold und Silber wurde ihnen abgenommen und steht ihren Angehörigen zu.«

»Es ist das wenigste, was wir tun können«, sagte Nicole Duval.

ENDE